Theologischer Verein

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 36 — Leipzig, den 1. September — **1892**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das christliche Selbstgefühl: 3 — Die evangelische Gemeinde: 2 — Zur Kritik und Ergänzung — Kardinal Manning: 4. Als Temperenzmann, als Gönner der Iren und als Arbeiterfreund — Aus Luthers Trostbriefen: 6. An seine über die kirchliche Lage sorgenvollen Freunde — Zum Fall Schrempf: 1. Württembergisches; 2. An die Kreuzzeitung — Ein Nachwort zu den Bismarcktagen. Aus Jena — Verschiedenes: Aus drei Epochen preußischer Geschichte; Jubelbüchlein des evangelischen Kirchspiels Fischbach; Eine empfehlenswerte Gabe; Gegen das Unwesen der Kirchenbaulotterien; Eine Frage zur Sonntagsfrage — Zur Nachricht — Anzeigen

Das christliche Selbstgefühl

3

Fürchtet euch nicht, ihr seid besser denn viel Sperlinge. Matth. 10, 31

Zufall! das Wort erscheint uns zu Zeiten als eine Lüge, als eine Versündigung an unserm eignen Gewissen, als eine Lästerung wider Gott. Wie fühlen wir uns manchmal geradezu gedrängt, in bestimmten Erlebnissen etwas andres zu sehen als das Walten eines blinden Ungefähr!

Wenn wirre Fäden unsers Geschickes sich plötzlich auseinanderschlingen, wenn im Lichte der Gegenwart die Rätsel der Vergangenheit sich lösen, Rätsel in uns selbst, Rätsel in lieben Menschen, deren Thun und Lassen uns lange Zeit unverständlich geblieben, wenn ein schwerer Sorgenstein uns vom Herzen fällt, eine frohe Aussicht in die Zukunft sich eröffnet — dann empfinden wir es wohl als eine unabweisbare Nötigung, an einen wunderbaren Zusammenhang der Dinge zu glauben. Ein glückliches Gefühl der Sicherheit durchströmt uns. Dankbar froh preisen wir das Walten der Vorsehung Gottes.

Aber weißt dus noch? Es kamen in deinem Leben auch Stunden, da dir das Recht des christlichen Vorsehungsglaubens gar zweifelhaft ward. Es schien dir so einfältig und menschlich beschränkt, bei deinen kleinen, alltäglichen Erlebnissen nach einem übernatürlichen Zusammenhange zu fragen. Wie kindlich die Vorstellung, Gott habe wirklich alle Haare auf unserm Haupte gezählt! Und doch, wer sagt uns, daß Christus hier nicht ganz wörtlich verstanden sein will? Haben wirs nicht selbst schon erfahren, daß etwas sehr Unscheinbares, etwas ganz Aeußerliches, ein Nichts im Zusammenhang von Ursache und Wirkung eine Bedeutung gewann, vor der wir erschrecken mußten? Und wars nicht gerade bei Ereignissen, deren Trauerbotschaft von Mund zu Mund ging, daß in deinem Innern eine Stimme erbarmungslos mit der Frage dich quälte: wie reimst du das mit deinem Vorsehungsglauben? Wenn die Zeitungen wieder einmal von einer schweren Katastrophe berichteten, bei der viel blühendes Menschenleben zu Grunde ging, dann sträubte sich etwas in dir, so leichthin zu sagen: Das hat Gott gewirkt. Ein banges, mutloses, unsichres Gefühl schlich in dein Herz hinein — die alte Furcht — wo ist nun dein Gott?

Ein ernster und nachdenklicher Christ weiß davon zu sagen, daß der Vorsehungsglaube uns in Widersprüche verwickelt, deren Lösung uns zu schaffen macht. Gott sei Dank, daß die Lösung immer in uns selbst liegt.

Fürchtet euch nicht, ihr seid besser denn viel Sperlinge — sagt der Heiland. Ein Wort, dem Kind auf der Gasse verständlich und so manchem Weisen und Klugen verborgen. Hast du schon einmal bedacht, wie der Heiland hier an dein christliches Selbstgefühl appellirt? Er erinnert dich daran, wie viel du voraus hast vor der vernunftlosen Schöpfung. Und wenn er in demselben Zusammenhang seine Jünger zu todesmutigem Bekenntnis vor den Menschen auffordert, die wohl imstande sind, ihren Leib zu töten, aber die Seele nicht mögen töten, so erinnert er zugleich daran, worin dieser Vorzug besteht. Ausdrücklich mahnt der Herr seine Jünger, sich dessen bewußt zu sein, daß nichts in der ganzen Welt an den Wert ihrer Seele heranreicht. Um ihrer Seele willen sollen sie furchtlos dem Schutz ihres Vaters im Himmel sich anvertrauen, allzeit gewiß, daß er sie ihnen erhalten wird auch durch Kampf und Not dieser Erde hindurch.

Welch ein Licht fällt von hier aus auf das Dunkel der Widersprüche, in die wir vorhin einen Blick geworfen haben! Wie innig gehört nach Christi Wort beides zusammen, christlicher Vorsehungsglaube und christliches Selbstgefühl! Das Recht, diesen Glauben auf unsre persönlichen Erlebnisse anzuwenden, hängt ganz und gar an der Gewißheit, die wir als Christen von unsrer Seele gewonnen haben. Je reiner und reicher diese Gewißheit in uns lebt, je mehr wir uns gewöhnt haben, sie in uns lebendig zu erhalten in Freud und Leid, in alltäglichen wie in außergewöhnlichen Erfahrungen, desto zuversichtlicher dürfen wir von dem Glauben an Gottes wunderbares Walten Gebrauch machen. So oft ein Erlebnis irgendwie unser bestes Selbst, den eigentlichen Kern unsrer Persönlichkeit, unsern sittlichen Ernst und unser Gemüt, unsre Seele berührt — so oft dürfen wir es hineinstellen in jenen höheren Zusammenhang der Dinge, in dem es keinen Zufall mehr giebt, sondern nur noch Gnade um Gnade.

Wenn wir aber etwas erleben, das uns innerlich ganz gleichgiltig läßt, das uns seelisch gar nicht weiter berührt, so sollen wir uns nicht zwingen, den Vorsehungsglauben darauf anzuwenden. Wir würden damit nur unsern Wahrheitssinn vergewaltigen. Uns leitet ein ganz richtiges Gefühl, wenn uns eine spielerische Frömmigkeit abstößt, die das Walten der göttlichen Vorsehung gedankenlos in allen Kleinkram des Lebens hineinzieht. Und mit Recht sehen wirs als eine schwere Versündigung an, wenn ein sittlich schlaffer und unzuverlässiger Mensch sich gern auf die Vorsehung beruft und die Verantwortung für sein Thun auf Gott abschieben möchte, weil er zu bequem ist, sich ernstlich zusammenzuraffen, zu weichlich, sich klar und bestimmt zu entscheiden, zu wenig gewissenhaft, sich der Tragweite seiner einzelnen Handlungen beizeiten bewußt zu werden.

Muß es nicht auch aus demselben Grunde uns als Mißbrauch unsers Glaubens erscheinen, bei so mancher schweren Heimsuchung, die irgend einen entfernten Punkt dieses Erdenrunds betroffen, immer gleich die Frage zu erheben: Warum hat Gott dies geschehen lassen? Der Einzelne, der persönlich davon betroffen ist, wird, wenn er zugleich ein frommer Christ ist, schon damit innerlich fertig werden können. Aber wie können wir uns vermessen, all die Dinge im Lichte des Vorsehungsglaubens betrachten und beurteilen zu wollen, die meist

nur das Sensationsbedürfnis der Zeitungsleser uns vor Augen geführt hat. Es hieße mit plumper Zuversicht eine Antwort fordern, wo Gott Millionen Fragen aufgeworfen!

In dem innigen Zusammenhang, der zwischen dem christlichen Vorsehungsglauben und unserm christlichen Selbstgefühl besteht, liegt es begründet, daß vielleicht eine ganze Fülle großer Eindrücke an uns abgleitet, ohne daß wir auch nur versucht sind, dabei an Gott zu denken und daß das geringfügigste Ereignis, und wäre es nur ein leicht hingeworfnes Wort, uns als ein Fingerzeig Gottes, als eine Mahnung zur Buße oder als ein Hinweis auf Gottes unendliche Güte erscheinen kann. Und darum: Fürchte dich nicht, wenn du weißt, was du an deiner Seele hast! —rb—

Die evangelische Gemeinde

Die evangelische Gemeinde. Von D. E. Sulze. Gotha, Perthes, 1891

2. Kritisches und Ergänzendes

Das ist in kurzen Zügen das Bild eines christlichen Gemeindelebens, wie es Sulze erhofft und erstrebt. Vielleicht leuchtet nicht ohne weiteres auf jedem Punkte ein, weshalb die Gewohnheit und das Alte verlassen ist. Aber näher zugesehen, erweist sich auch jeder kleine Zug als auf ernster Ueberlegung ruhend. Es ist in Sulze keine dreiste Sucht zu kritisiren und zu reformiren lebendig. Er glaubt, mit jedem Vorschlag dem Notwendigen zu dienen, ihn aus dem Gemeindeprinzip ableiten zu müssen. Das können wir nicht leugnen, eine Gemeinde, die so mit und in sich lebt, die so auf ihre Würde hält, die sich ihrer heiligen Aufgaben so bewußt ist, steht als eine Leuchte, als ein Bollwerk in der Zeitlichkeit da.

Es wird nun meine Aufgabe sein, in eine Prüfung der Sulzeschen Gedanken einzutreten. Freilich nicht in dem Sinne, daß ich auf jeden einzelnen Vorschlag eingehe: dazu fehlt der Raum. Anlaß hätte ich an manchem Punkte, doch das führte zu weit. Ich muß mich an die Grundgedanken halten.

Und da drängt sich die Frage zu allernächst auf: wie begründet denn Sulze die Behauptung, daß mit der Gemeindebildung das Christentum steht und fällt?

Ich bin mit Sulze allerdings der Ueberzeugung, daß das Evangelium Lebenszentren in festen Gemeinden fordert, aber ich vermisse schmerzlich bei ihm eine durchschlagende, jeden Zweifel überwindende Begründung dieses Satzes. Sie fehlt nicht ganz; sie wird geboten durch eine prinzipielle Erwägung und einen Rückblick auf die geistige Entwicklung des letzten Jahrhunderts. Aber man wird es Sulze als berechtigte Uebertreibung auslegen, wenn er allen Abfall vom Christentum auf diese einzige Ursache zurückführt: man hat versäumt, Kirchengemeinden zu gründen. Es ist überaus geistvoll, wenn er das „unbewußte Christentum als die Abendröte der scheidenden Sonne des christlichen Geistes" nachweist. Das gute Recht seines Gedankens verteidigt er mit scharfer Logik:

> Jede Lebensrichtung wird durch das erhalten, wodurch sie entstanden ist, die christliche also durch die christlichen Gemeinden. Sie sind und bleiben die Feder in der Uhr, die alle Räder bewegt; das Herz, das in unabläßiger Wechselwirkung mit allen Gliedern den Umlauf des Blutes bedingt. Auf allen andern Lebensgebieten hat man keinen Zweifel daran, daß sie durch leitende Organe dabei erhalten werden müssen, ihre Bestimmung zu erfüllen. Die Sorge für die Wohlfahrt wird durch eine tüchtige Wohlfahrtspolizei, der Sinn für Recht und Gerechtigkeit durch ein wohlgeordnetes Gerichtswesen, die Wehrhaftigkeit des Volks durch eine starke Armee, das Streben nach Bildung durch ein tüchtiges Schulwesen erhalten. Das Schwerste aber, die Arbeit aller an allen, einander zu Gotteskindern zu erziehen, bedürfte keiner absichtlichen, bewußten und planvollen Pflege? Sie gerade könnte man dem Zufall überlassen? Sie könnte der Pflege durch eine ausdrückliche Vertretung entbehren? Nein, wer es dahin bringen will, daß in einem Volke alle Lebensgebiete als Mittel und Werkzeuge der für die Ewigkeit erziehenden Thätigkeit Gottes benutzt werden, der muß Kirchengemeinden gründen, in denen die besten andauernd und in Liebe sich erziehend derer annehmen, die es bedürfen. Dadurch wird das ganze Volk zu der Erkenntnis gebracht, daß doch alles umsonst ist, wenn nicht in allen Lebensverhältnissen die Erziehung zur Gotteskindschaft die Hauptsache ist. Und nicht bloß diese Erkenntnis, sondern diese Erziehungsarbeit selbst kann nur durch die Kirchgemeinden in Gang kommen und durch sie im Gange erhalten werden. ...
>
> Der Einzelne ist ein leicht verwehendes Blatt. Ohnmächtig ist sein Glaube. In der Gemeinde, die ihn hält und trägt, quillt volle Glaubenskraft ihm zu. In ihr schmilzt durch die Liebe das Eis der Selbstsucht. In ihr empfindet ein jeder ein Leben, das die Geschlechter überdauert und auch ihm die Ewigkeit verbürgt. In ihr gewinnen die göttlichen Mächte, die das Menschenleben durchdringen, ihre gesammelte Kraft und Erscheinung im Volke, soweit das unter Menschen möglich ist.

So beredt auch diese Worte sein mögen, weder sie noch jene geistvolle Geschichtskonstruktion vermögen die Last des Ganzen zu tragen. Was Sulze unbedingt wird leisten müssen, um auch scharfen Angriffen von theologischer Seite gegenüber gewappnet zu sein, ist eine gründliche allseitige Erörterung des Gemeindegedankens an Schrift und Geschichte. Es wird gezeigt werden müssen, daß das Christentum als vollkommne Religion den Gemeinschaftstrieb aufs stärkste entwickelt, daß es deshalb, sobald es nur ein selbständiges Leben in den einzelnen Christen zu führen anfing, zur Gemeindebildung drängte. Es wird nachzuweisen sein, wie die Gemeinde ein Zentralbegriff des Neuen Testaments ist, sowohl in seinem geschichtlichen Hintergrunde wie in seiner Lehre, wie er im Glauben der ersten Christen seinen Platz hat, und wie die christliche Ethik des Neuen Testaments weit mehr, als wir gemeinhin annehmen, von dem Gemeindegedanken bestimmt ist.

Dann ist an der Hand der Geschichte zu zeigen, wie Gemeinde und wahres Christentum korrelate Größen sind, daß sich der gemeindebildende Trieb überall da einstellt, wo lebendiges Glaubensleben erwacht, ein Trieb, der sich auch in der Gründung der Orden trotz aller Weltflucht nicht verleugnet. Welche gemeindebildende Kraft hat nicht die böhmische Brüdergemeinde bewiesen! Wie wichtig ist doch auch in dieser Beziehung das Konventikelwesen der Pietisten!

Weist Sulze so die prinzipielle, vom Christentum gar nicht zu lösende Bedeutung des Gemeindegedankens nach, so hat er erst die starke, breite Basis zum Weiterbau. —

Diese prinzipielle Darlegung würde aber nach meiner Ueberzeugung noch nach einer andern Seite hin von großem Nutzen für Sulze geworden sein. Es wäre nämlich mächtig der Gedanke aus der Untersuchung herausgesprungen, daß die Gemeinde nicht allein den christlichen Glauben pflegt und weiter trägt, sondern daß sie nur durch Glauben zu stande kommt. Der Glaube ist ebenso Voraussetzung als Folge des Gemeindelebens. Diese doppelte Bedeutung des Glaubens für die Gemeinde und der Gemeinde für den Glauben kommt bei Sulze nicht in vollen Ansatz. Wohl weiß er, daß die Gemeindeglieder durch „Bekenntnis" zusammengeführt und zusammengehalten werden; aber wenn er an die Gemeinde denkt, von ihr spricht, sie schildert, so ist es doch immer der Gedanke an die erziehende, missionirende Aufgabe der Gemeinde, der ihn beherrscht. Daher das starke Betonen der Gemeindeseelsorge, daher das Verlangen, daß die Predigt als Katechismuspredigt in systematischem Zusammenhang das Christentum zu bieten, also zu lehren habe, daher erscheint ihm das „Bekenntnis" nur als „der Abschluß der Gemeindebildung, als die Blüte, die nach der ernstesten Arbeit und durch reiche Erfahrung von innen sich entfaltet." Aber doch setzt gerade die Seelsorge, wie Sulze sie sich denkt, die entschiedensten Christen voraus. Wer selbst Seelsorge treibt, der weiß, was für eine lebendige Frömmigkeit dazu gehört, um fördernd, ja lebenweckend auf andre zu wirken, von der persönlichen Begabung für diese zarteste Aufgabe ganz zu geschweigen. Sulze will nun auch gar nicht von einem „Bekenntnis" der Presbyter schlechthin absehen:

> Offenbar liegt darin, daß jemand in diese Arbeit eintritt, an sich schon ein thatsächliches Bekenntnis. Wer der Not der Menschenseelen sich annimmt, der spricht es durch die That aus, daß ihm die Menschenseele das höchste Gut ist, ja daß er an ihrer ewigen Dauer nicht zweifelt. Er tritt in die Fußstapfen Jesu und bekennt sich zu ihm, also doch auch zu seinem Vater im Himmel; denn er rechnet wie Christus selbst auf den Sieg des Gottesreichs. Ohne diesen Glauben kann niemand in der Seelsorge mitarbeiten, mag er sich ihn nun zum Bewußtsein bringen oder nicht.

Aber ein Glaube, der „unbewußt" bleibt, ist gänzlich untauglich, „unbewußtes" Christentum oder gar Materialismus zu bekämpfen, und wem das alles zum Bewußtsein gekommen ist, da er sich zur Seelsorge anschickt, der ist ein „bewußter" Christ. Also hier bewegt sich Sulze in verhängnisvoller Unklarheit; verhängnisvoll deshalb, weil er doch auf ein Bekenntnis von seiten der Presbyter nicht rechnet und doch wieder durch sie will das Evangelium verbreitet sehen.

Doch thun wir Sulze nicht unrecht! Er hofft, daß durch die seelsorgerische Arbeit bei den Hausvätern selbst das „bewußte“ Christentum, das endlich — wann? ist Gott zu überlassen — in einem Bekenntnis sich äußern wird, zum Leben und zur Kraft kommen werde. Ich hoffe das bis zu einem gewissen Grade auch; aber ich wage nicht auf diese Hoffnung hin sofort eine Organisation ins Leben zu rufen, die das Schwerste zu leisten hat, was es giebt: Seelsorge, Erziehung zu christlichen Charakteren. Es liegt mir des Herrn Wort im Sinn: „Wer da hat, dem wird gegeben“; wer ein religiöses Leben führt, wird aus der Arbeit an andern, überhaupt aus einer kirchlichen Thätigkeit Nahrung ziehen, ein andrer nicht.

Gemeindeleben erwacht aus Glaubensleben — von dieser These ausgehend muß ich sagen, daß ich unter unsern jetzigen Verhältnissen eine offizielle Einführung von Gemeindeseelsorgern nicht als die Gewähr dafür ansehen kann, daß Glaubensleben in der Gemeinde erweckt, der Unglaube bekämpft werden wird. Wir haben gar keine Gewähr nach Sulze, daß nicht das „ungeschichtliche“ Christentum, das wir los sein wollen, in den Hausvätern wieder seinen Einzug in die Gemeinde hält. Sulze hofft zwar, daß durch die Berührung mit dem Geistlichen, dem Vertreter „des geschichtlichen“ Christentums, diese Gefahr beseitigt werde. Aber wer wagt soviel von persönlichem Einfluß zu hoffen?

Doch Sulze weiß noch ein andres Mittel, womit das ungeschichtliche Christentum bekämpft wird: durch die Katechismuspredigt, d. h. durch eine zusammenhängende Darlegung des christlichen Glaubens. Die „Kanzelvirtuosen“ mit ihren „Erfindungspredigten“ macht er dafür verantwortlich, daß das Volk keine einheitliche, klare Vorstellung vom Christentum habe. Ich bin mit Sulze in der Ueberzeugung ganz einig, daß diese „Virtuosität“ und „Erfindung,“ soll sie soviel sein als ein Haschen nach Effekten, nach geistreichen Wendungen, nach überraschenden, gekünstelten Textverdrehungen, daß diese oberflächliche Mache, zu der nicht mehr als ein wenig Geschick gehört, diese Dekorationsmanier, alte Gedanken neu aufzubauschen, mit allen Mitteln zu bekämpfen ist, aber ich rechne hier auf die theologischen Fakultäten und kann nicht hoffen, daß die „Katechismuspredigt“ das Universalmittel gegen diese Uebel ist. Warum soll nicht auch der Katechismusprediger Erfindungsprediger werden? Warum soll die Anlehnung an den Katechismus wirklich an sich schon den „systematischen“ Zusammenhang des Glaubens verbürgen? Der Katechismus ist kein System, wie das Christentum überhaupt nicht. Hierüber ließe sich noch viel sagen. — Genug: auch hier will Sulze durch eine äußere Anordnung den bösen Geist bannen, den guten locken. Ich kann diese Hoffnung nicht teilen in dem Umfang, wie Sulze sie hegt.

Auch hier sage ich: christlicher Glaube ist die Voraussetzung christlicher Lebensäußerung. Diese These schneidet viele sanguinische Hoffnungen Sulzes ab, aber sie bewahrt auch vor Einseitigkeiten und Uebertreibungen, sie giebt eine festgegründete Hoffnung, eine solidere, vertrauenerweckendere Grundlage für neue Arbeit. Nach Sulze soll doch schließlich die Gemeinde**organisation** alles thun. Wohl hat er sich gegen diesen Vorwurf verwahrt (S. 46), aber das kurze Wort geht doch hinter der unbestreitbaren Thatsache unter, daß sich durch sein Buch ein unbegrenztes Vertrauen zu den vorgeschlagnen Maßregeln hindurchzieht. An Gegenvorstellungen wird es nicht fehlen. Sulze würde dem entgehen, wenn er vollen Ernst mit unsrer These gemacht oder durch sie sich hätte antreiben lassen, nun nach dem vorhandnen Baumaterial für den Aufbau der Gemeinde auszuschauen und nachzuweisen: solches gutes Material ist wirklich vorhanden. Soll nicht alles in der Luft, auf einer kühnen Erwartung schweben, so muß gezeigt werden, daß nicht allein die sittlich-religiöse Verwahrlosung ein Aufraffen der christlichen Kräfte in Gemeinden notwendig macht, sondern daß thatsächlich die Kräfte vorhanden sind, aber nirgends besser als in der Gemeinde zur Wirksamkeit kommen können. Also nicht bloß das trübe Bild der Gegenwart mußte gezeigt werden, sondern auch die Regsamkeit, die sich im Glaubensleben hervordrängt. So ganz, wie Sulze meint, haben wir doch nicht abgewirtschaftet. Dem Optimismus, mit dem er auf die Zukunft seiner Idee hinblickt, steht ein scharfer Pessimismus gegenüber, mit dem er auf Vergangenheit und Gegenwart schaut. In beidem thut er zuviel. Alle die Elemente, die doch für eine bessere Zukunft bürgen, übersieht er, oder er beurteilt sie ganz abfällig. So hat er kein Auge dafür, daß doch in gewisser Weise die evangelische Kirche **Seelsorge getrieben hat** — nicht durch die Geistlichen allein, sondern im Verborgnen, inoffiziell, im Drang reiner Liebe. Gott weiß es, wieviel guter, heilsamer Einfluß durch schmucklose christliche Liebesthätigkeit, namentlich der Frauen, geübt worden ist. Daran mußte Sulze denken und durfte nicht schreiben: „Diese (seelsorgerische) Arbeit an den einzelnen Seelen hat ihr (der evangelischen Kirche) gefehlt. Daraus erklärt sich der Verfall des sittlichen Lebens und die Ohnmacht der evangelischen Kirche.“ Nein: viel ist und wird gethan, und es muß auch bei dieser stillen Thätigkeit bleiben, wohl aber wird in vielen Fällen die Gemeindeseelsorge wirkungsvoller sein, weil sie nachhaltiger sein kann. Es gilt, solche Christen (auch die Frauen!) aufzurufen zur gemeinsamen Arbeit; sie, die bisher um Christi willen gewirkt haben, werden es mit neuem Eifer im größern Zusammenhang und mit besserm Erfolg thun können. Die Erfahrung eines größern Kreises kommt ihnen zu gute, während sie das Vertrauen, das sie sich erworben haben, als ein unbezahlbares Geschenk der allgemeinern Arbeit mit heranbringen. Vorhandnes gilt es zu organisiren, nicht durch Organisation allerwärts ein Neues zu schaffen.

Hier wäre ferner als einer der erfreulichsten Erscheinungen christlichen Lebens der **innern Mission** mit lauter Anerkennung zu gedenken gewesen. Denn sie hat nicht allein die Ehre der evangelischen Kirche gerettet, ihre ganze Arbeit ist der Beweis dafür, daß das Christentum heutigen Tages noch mächtig ist, und es würde nun darauf ankommen, die Grenzlinie der Arbeitsgebiete festzulegen. Daß die innere Mission Vorarbeit für die Gemeinde thut, hat niemand besser gewußt als Wichern, ihr Gründer, und das wissen alle ihre besonnenen Vertreter noch heute. Es ist der innern Mission laut zu danken, daß sie nicht allein ein Sammelpunkt lebendigen Christentums gewesen ist, als Verein das Notdach für gemeindliche Bestrebung geboten hat, sondern für die technischen Erfahrungen, die sie gesammelt und als eine Erbe für die Gemeinde bereit hat. Statt dessen hat Sulze, außer wenigen Worten der Anerkennung, nur Worte der Verdächtigung gegen die innere Mission. Er sieht in ihr eine gemeindezerstörende Macht, eine Feindin seiner Bestrebungen. Hier und da mag sie das ja sein. Aber die Wirksamkeit einer einzigen Diakonissin in einer Gemeinde liefert den schlagendsten Gegenbeweis gegen Sulzes Ansicht. Freilich will er überhaupt von berufsmäßiger Krankenpflege nichts wissen; es sei dies im Widerspruch mit „den evangelischen Grundsätzen“ (S. 41). Wunderlicher Widerspruch, in den sich Sulze setzt: die Pflege der Seele soll durchaus berufsmäßig geschehen, die des Leibes nicht! Und welche evangelischen Grundsätze sollen dieses verbieten?

Eine weitere Instanz, die für die Gemeindeentwicklung nur zukunftsreich und höchst entwicklungsfähig ist, ist der **Kirchenvorstand**. Was er bisher geleistet hat, mag am letzten Ziel, an der höchsten Aufgabe gemessen, sehr gering sein, aber seine Einführung hat Epoche gemacht in der Geschichte der Gemeinde; sie ist die Durchbrechung des Pastorenkirchentums durch das Laienelement, und hier ist eine Pforte, durch die weitere Kräfte der Gemeinde zuströmen werden. Hier gilt es weiter zu pflegen, weiter zu entwickeln unter dankbarer Anerkennung des bisher Geleisteten. Statt dessen hat auch hier Sulze eigentlich nur Worte der Geringschätzung.

Meines Wissens ist keine Kirchenvorstandsordnung von dem Gesichtspunkte aus abgefaßt worden, Seelsorgergemeinden zu bilden. Man fragte, wieviel Kirchen vorhanden wären, und bemaß danach die Zahl der zu errichtenden Kirchenvorstände. Man gestattete jeder Parochie, also jeder Gesamtheit derer, die eine Kirche gemeinsam benutzten, sich eine Vertretung zu wählen. Die Parochie war dadurch zur Selbstthätigkeit befähigt. Sie durfte ihre Angelegenheiten selbst verwalten. Aber dadurch entstanden in vielen Fällen noch längst keine Gemeinden, d. h. noch keine Genossenschaften, die imstande gewesen wären, die Seelsorge zu übernehmen und die Verantwortung für sie zu tragen. Ohnehin war es durchaus unprotestantisch, vom Hause auszugehen, statt von der Person. „Der Hirt macht die Herde, nicht der Stall.“ Man hätte also mindestens jedem Geistlichen einen Bezirk und einen

Kirchenvorstand geben und dann festsetzen sollen, wie die mehreren Kirchenvorstände derselben Parochie die gemeinsamen Angelegenheiten gemeinsam verwalten sollten. Es war ein höchst äußerliches und mechanisches Verfahren, für jede Kirche einen Kirchenvorstand einzusetzen, ein klarer Beweis dafür, wie sehr unser kirchliches Leben bei der Errichtung der neuen Kirchenvorstandsordnungen sich in der Kindheit befand. Aber der Fehler ist gemacht. Und es ist schwerer, Gesetze zu ändern, als richtige neu zu schaffen.

Und schon zehn Seiten eher hat Sulze, indem er auf die Einführung der Kirchenvorstände zurückblickt, das abschließende Urteil:

Mit oder ohne Kirchenvorstände blieben die Kirchgemeinden ohnmächtig, das Volk über das „unbewußte Christentum" zu erheben, das Christentum zur beherrschenden Gewalt im Leben des Volkes zu machen.

Dafür, daß der Kirchenvorstand ein höchst entwicklungsfähiges Element ist, hat Sulze kein Wort. Er läßt ihn gewissermaßen auf sich beruhen. Er mag die äußern Geschäfte der Gemeinde versorgen, zur Seelsorge aber ist eine neue Körperschaft zu bilden, die Presbyterien, die ja mit dem Kirchenvorstand Fühlung haben mögen, die aber frei von der Bezirksgemeinde erwählt sind, also doch neben dem Kirchenvorstande stehen. Sulze will es auch gelten lassen, daß jeder Bezirk seinen eignen Kirchenvorstand habe — auf den Namen und die Verteilung der Geschäfte kommt es nicht an, nur daß das Hauptziel erreicht werde, „eine gesetzlich angeordnete oder doch gestattete offizielle Vertretung der Bezirke zur Begründung einer wirklichen Seelsorge." Sulze will also eine neue Körperschaft offiziell gegründet sehen, das Presbyterium, das schließlich den Kirchenvorstand aufsaugt; denn seine ideale Gemeinde hat nicht beides neben einander.

Aber warum am Gegebnen nicht anknüpfen? Sollte die gesunde Entwicklung nicht die sein, daß aus dem Kirchenvorstand endlich das Presbyterium herauswächst?

Es muß schließlich daran erinnert sein, daß in der neu hervortretenden Sektenbewegung nicht bloß etwas zu Bekämpfendes, sondern etwas Gesundes, das Verlangen nach Gemeinschaft zu Tage tritt, daß also die Zeit für lebendige Gemeindebildung gar nicht ungünstig ist, sondern geradezu sehr günstig. Unter die Förderung ist sogar der laute Widerspruch des Antichristentums unsrer Tage zu rechnen: ein scharfer Feind drängt zum Zusammenschluß.

Wenn ich also mit Sulze das Gemeindeideal vertreten möchte, so vertraue ich doch nicht mit ihm allein auf die offiziell einzurichtende künftige Organisation, sondern auf die lebendigen christlichen Kräfte, die nicht offiziell, sondern unter der Fahne der Freiwilligkeit als eine Gemeinde in der Gemeinde vorhanden und nur zu sammeln sind. Kein Wort in Sulzes Buch hat so sehr meinen Widerspruch wachgerufen, als das Wort: „Ich bleibe bei dem Grundsatz: nur was offiziell ist, das ist von Bestand und Kraft." In dieser Schroffheit ist das nichts als ein Theorem, das die Geschichte täglich widerlegt. Viel eher ließe sich das Umgekehrte verteidigen: was noch nicht offiziell ist, das ist von Bestand und Kraft. Denn ungezählte male ist der Frühling einer geistigen Bewegung dahin, wenn sie und ihre Lebensäußerungen „offiziell" werden. Den Anfang aber damit machen, scheint mehr als gewagt.

Ein Gedanke Sulzes scheint vor allen andern der Beachtung wert: Sammlung der wirklich innerlich interessirten Glieder einer Gemeinde zu einem selbständigen Ganzen, Bildung eines Gemeindekerns. Ohne diesen bauen wir auf Sand. Er bildet den Punkt, an den sich die weitere Gemeinde ankrystallisiren soll. Nicht pietistisch in dem Bewußtsein „wir sind die Frommen," sich absondernd von der „Welt," sondern zusammengeführt durch das Bewußtsein gemeinsamen Glaubensbesitzes und ernster Arbeit an der Welt, soll diese Gemeinde sich selbst durch die Glieder der Ortsgemeinde zu vergrößern suchen, soll unter der Führung des Geistlichen und der Gemeindevertretung die ernsten Fragen der Zeit bewegen, soll auch gesellig sich vereinigen. Alle guten Dinge fangen klein an, und so mag es mit solchen Vereinigungen auch sein; aber sie werden „Bestand und Kraft" haben, weil sie auf dem „Muß" der Ueberzeugung und der Freiwilligkeit beruhen. So tritt der Grundsatz in Kraft: der Glaube macht die Gemeinde.

Trotz manchem Widerspruch, den ich damit erhoben habe, kann doch nur der Dank gegen Sulze mein letztes Wort sein, denn wir lernen alle von ihm. P D

Kardinal Manning

4. Als Temperenzmann, als Gönner der Iren und als Arbeiterfreund*)

Sofort nach seiner Ernennung zum Erzbischof von Westminster erkannte Manning, daß die Trunksucht in einem Maße, wie sonst nichts, der Todfeind alles sozialen Fortschritts sowie die Ursache von neun Zehntel all des Elends sei, das auf dem größern Teil seiner Herde laste. Auf dem Grunde dieser Erkenntnis ging denn Manning mit der größten Konsequenz vor. 1866 ernannte er ein Komitee für Bildung einer Mäßigkeitsgesellschaft mit etlichen einfachen Regeln, deren eine zu völliger Enthaltsamkeit die verpflichtete, die sich dem Trunke ergeben hatten. Als im Jahre darauf St. Patricks-Tag kam, den Irländern der gewohnte Anlaß zu Trinkexzessen, rief Manning zu einem „St. Patricks-Waffenstillstand" auf und versprach einen Ablaß allen denen, die während der üblichen Festtage keine berauschenden Getränke zu sich nähmen. Weitere Schritte im Kampf gegen die Trunksucht waren die Gründung eines „Bundes für völlige Enthaltsamkeit," einer „Liga zum Kreuz"; dann die Beteiligung an der Agitation für einschlägige Gesetzesmaßregeln. 1871 sprach Manning zum erstenmale in dieser Sache vor einer öffentlichen Versammlung in St. James' Hall. Volle vierzig Minuten verursachte eine bestellte Bande von Schreiern einen betäubenden Lärm; Mannings Geduld war unerschöpflich, und schließlich drang er doch mit seiner Rede durch. 1872 nahm er selbst das Gelübde völliger Enthaltsamkeit auf sich und mit peinlicher Sorgfalt beobachtete er es bis an sein Ende. 1873 führte er in Exeter Hall den Vorsitz in einer dicht gedrängten Versammlung zu Gunsten eines neu zu gründenden Mäßigkeitsvereins und zog von da nach Trafalgar Square, um hier noch einmal vor einem Kreis von 1500 Zuhörern zu sprechen. Diese Massenversammlungen unter freiem Himmel wurden ihm von da an ein beliebtes Agitationsmittel. Der asketische Kirchenfürst, barhäuptig, auf irgend einem Karren stehend, der als Rednerbühne dienen mußte, inmitten der bunt zusammengeströmten Menge, machte eine eindrucksvolle Figur. Eine Schar enthusiastischer Jünglinge verband sich zur „Leibgarde des Kardinals," um ihn gegen körperliche Unbilden zu schützen. Noch im August 1881 erschien er bei einer derartigen Gelegenheit unter strömendem Regen. Das theatralische Element und der über das Ziel hinausschießende Fanatismus — zwei Züge, die sich an die edelsten Bestrebungen Mannings anzuhängen pflegten — fehlten auch hier nicht. Aus der Enthaltsamkeit machte er einen vierten „Rat der Vollkommenheit" und beschrieb sie gerne als „eine der Tugenden, die St. Patrick ganz besonders liebte." Im September 1886 nahm er einer Schar von über tausend Kindern das Enthaltsamkeitsgelübde ab; ein andermal beschwor er eine Versammlung von armen Kindern in Spitalfields, „sie mögen niemals ihren Charakter damit besudeln, daß sie berauschende Getränke zu sich nehmen." Er beurteilt den Alkohol fast als eine in sich selber böse, unheilvolle Substanz; inmitten seines Klerus erhob sich der Vorwurf, daß diese Auffassung an Manichäismus streife.

Es mag gestattet sein, an diesem Punkte in einer kleinen Abschweifung Mannings Stellung zu der irischen Frage zu berühren. Jeder katholische Bischof in England muß mehr als ein halber Irländer sein, wenn er anders seine Herde mit innerer Sympathie und mit Erfolg soll leiten können. Manning stellte sich voll und ganz auf die Seite der Irländer. Zur Erklärung dieser Thatsache wollten ihm phantasievolle Leute einen irischen Stammbaum andichten. Der Grund seines Verhaltens lag in dem natürlichen Mitgefühl, das er für arme, bedrückte Menschen immer lebhaft empfand, sodann in den unmittelbaren Forderungen seines Amts, endlich und insbesondre in der Klarheit, womit er die Bedeutung der irischen

*) Siehe zu diesem Abschnitt besonders Hutton, Kap. VII u. VIII.

Rasse als des großen katholischen Faktors im britischen Reich erkannte. Dies machte ihn ungebührlich nachsichtig gegen die Greuelthaten der Irländer. Im schärfsten Gegensatz gegen seinen irischen Kollegen, den Bischof von Limerick, der es wagte, den „Feldzugsplan“ und den „Boykott“ als unchristlich zu bezeichnen, und der sich dadurch den bittersten Haß, die rohesten Schmähungen seitens der irischen Agitatoren zuzog, nannte Manning die Irländer stets nur „das am tiefsten christliche und am kraftvollsten katholische Volk der Erde.“ Gegenüber der Befürchtung, daß die Selbständigkeit Irlands für die dortigen Protestanten gefährlich werden könnte, wagte Manning die kecke Behauptung, „daß die irischen Katholiken nie ihre protestantischen Nachbarn um des Glaubens willen verfolgt und immer ein leuchtendes Beispiel in Wahrung der Gewissensfreiheit gegeben haben, die ihnen so grausam verweigert werde; die Kinder von Märtyrern sind nie Verfolger.“ Verständlich ist aber in diesem Zusammenhang, daß Manning in Gladstones Home Rule Bill von 1886 den Gedanken nicht gelten lassen wollte, daß die Irländer fortan aus dem Parlament von Westminster ausgeschlossen sein sollten; der katholische Sauerteig in der zentralen Reichsvertretung ginge damit völlig verloren. Der katholisirende Einfluß des irischen Volkes schien ihm offenkundig und unschätzbar. Dieser Nation ist es zu verdanken, daß die Königin unter ihren Unterthanen zehn Millionen Katholiken mit 28 Erzbischöfen und 130 Bischöfen und apostolischen Vikaren zählt. Wäre es irgend möglich, so hätte Manning den Rahmen des britischen Weltreichs am liebsten so weit ausgedehnt gesehen, daß auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit ihren acht Millionen Katholiken noch einen Ehrenplatz darin gefunden hätten.

Am meisten interessirt uns wohl die einzigartige Stellung, die Manning auf dem Gebiet der modernen Arbeiterbewegung erlangt hat. Erstmals trat er ihr näher, als er am 10. September 1872 an dem in Exeter Hall stattfindenden Meeting zu Gunsten der neu errichteten „Union der ländlichen Arbeiter“ sich beteiligte. Manning begründete die erste Resolution und erklärte, er hätte diese Plattform nicht betreten, wenn nicht seine Genossen die Versicherung gegeben hätten, daß sie die Sache auf gesetzlichem und gottesfürchtigem Wege führen wollen. Uebrigens sei das eine Frage, in der er ein Recht habe, mitzusprechen. „Siebzehn Jahre lang saß ich Tag für Tag in den Häusern der Landleute von Essex; ich kannte sie alle samt ihren Kindern mit Namen und kannte die Armseligkeit ihres Daseins.“ Er beklagte, daß man zu sehr „von den Illusionen der Nationalökonomie“ befangen sei; — daß der Bericht der jüngst ernannten „Königlichen Kommission für Landarbeiter“ keinen Ausdruck in der Gesetzgebung gefunden habe; — daß für England wenig oder nichts geschehe, während in Irland die Landgesetze stetig vorwärtsschreiten; — vor allem aber müsse das häusliche Leben der arbeitenden Armen wiederhergestellt werden, wenn irgend befriedigende Reformen erzielt werden sollen. Nachher hatte sich Manning gegen den Vorwurf zu verteidigen, als ob er durch sein Zusammentreten mit dem Arbeiterführer Arch die Flamme der ländlichen Agitation entfacht habe; es ficht ihn nicht eben an, da die Sache, die Arch führe, „wohl begründet“ und Arch selber ein „guter und ehrenwerter Mann sei, der sich innerhalb der Schranken göttlicher und menschlicher Ordnung halte.“

Im März 1876 hielt Manning in Leeds einen Vortrag über „die Arbeit, ihr Recht und ihre Würde,“ der zehn Jahre später umgearbeitet und in Druck gegeben wurde und schließlich auch seinen Weg in die „Deutsche Revue“ 1890 gefunden hat. Er enthält nichts, was nicht heutzutage Gemeinplätze wären; er tritt für Gilden und Gewerkvereine ein, verurteilt die Kinderarbeit und dringt darauf, daß Frauen und Mütter nach Möglichkeit ihrem Hause zurückgegeben werden. Die Summe seiner Anschauungen zieht Manning in den Sätzen:

Ich habe versucht, Ihnen darzustellen, worin die Würde der Arbeit besteht. Sie ist die Grundlage unsers Staates, die Grundlage unsrer Entwicklung und Vervollkommnung, die Quelle unsrer Erfindungen, sie ist die schöpferische Kraft und der Ursprung alles Kapitals, bestehe es in dem toten Geld oder in der Ausbildung der Lebenden. Desgleichen habe ich die Rechte der Arbeit dargelegt; ich habe gezeigt, daß die Arbeit ein wahres Eigentum ist und ein wahres Kapital; daß sie einen Anspruch hat auf Freiheit, einen Anspruch darauf, sich selbst zu schützen, einen Anspruch auf Schutz durch das Landesgesetz. Ich will nur noch hinzufügen, daß nichts an einem Arbeiter verächtlich ist, außer, wenn er sich selbst dazu macht. Und andrerseits ist der Arbeiter frei und unbeschränkt in allen Rechten, wenn er nicht Unrecht begeht; wenn er Unrecht thut, muß er Strafe leiden, im übrigen aber ist das über uns allen stehende Gesetz stets zu seinem Schutze da.

Aehnliche Gedankengänge verfolgte ein Hirtenbrief von 1880 über den großen und wachsenden Gegensatz zwischen Reich und Arm. Im Juli 1881 sprach eine Deputation bei dem Kardinal vor im Interesse ländlicher Arbeiter, mit besondrer Beziehung auf die irische Land-Bill, die eben dem Parlamente vorlag. Nachdem Manning schon oftmals auf die Notwendigkeit gesetzgeberischer Maßregeln hingewiesen hatte, damit die Wohnungsverhältnisse der ärmern Klasse gehoben werden, konnte es niemand wundern, daß er im März 1884 zum Mitglied einer Königlichen Kommission ernannt wurde, die eben diesen Gegenstand untersuchen sollte. Sir Charles Dilke war Vorsitzender, und die beiden kamen so in nahe und freundliche Beziehungen; der inhaltreiche und sehr dringliche Bericht, der 1885 erschien, soll ihre gemeinsame Arbeit gewesen sein. In der Kommission saßen der Prinz von Wales, Lord Salisbury und alle möglichen Größen Englands. In einer Konferenz im Mansionhaus sprach Manning über die Wohnungen der Armen, drei Monate nachdem die Kommission ernannt war. Er sagte, die Frage nehme an Schwierigkeit zu; die unerläßliche Vorbedingung sei, daß die Armen emporgehoben würden zu einem Verständnis dessen, was für die gesundheitlichen Verhältnisse ihrer Wohnungen nötig sei. Er gab zu, daß Königliche Kommissionen oft genug Schubfächer seien, in denen man schwierige Fragen aufbewahre und beiseite lege, aber das sei nicht die Stimmung derer, die mit ihm am Ratstische sitzen. Der beste Bericht und die beste Gesetzgebung sei jedoch wertlos, wenn nicht unter den Leuten selbst eine „dynamische Kraft“ wirksam sei. Die wirkliche Hilfe wider die Uebel liege in den Händen der Leute, wenn die lokale Selbstregierung auf alle Gemeinden ausgedehnt werde. In der Landesgesetzgebung seien bereits entsprechende Verordnungen für die Unterdrückung der beklagten Notstände vorgesehen.

Aber wir werden gehemmt durch die Interessen der Hausbesitzer und durch die Trägheit derer, die das Gesetz in Kraft setzen sollen. Wenn nur diejenigen in London, die Herz und Verstand haben, um für die Not der Armen einzutreten, und die in den letzten sechs Monaten zu dem Bewußtsein eines unerträglichen Elends erweckt worden sind, fortfahren wollten, diese Bewegung durch ihre eignen selbstverleugnenden Bemühungen im Fluß zu erhalten, ich glaube, die dynamische Kraft würde sich finden, die das Gesetz in That umwandelt; und dann nach und nach mit Geduld, in jenem wohlmeinenden und hochherzigen Vorgehen, in dem menschliche Angelegenheiten allein geleitet werden können, würden wir eine volle, umfassende Hilfe für die Leiden der Bevölkerung finden.

Bei einer spätern Versammlung derselben Kommission beantragte er die öffentliche Registrirung der Hauseigentümer als ein Mittel für die bestehende Schwierigkeit, herauszufinden, wer eigentlich verantwortlich sei für den jammervollen Zustand vieler Armenwohnungen; ein Verbot an die Wassergesellschaften, daß sie die Wasserzufuhr an die Häuser der Armen nicht mehr abschneiden dürfen wegen Nichtbezahlung der Gebühr durch die Hausbesitzer; und eine Reform im System der Gemeindewahlen; die Gemeindekollegien selbst sollten rekonstruirt werden mit einer Zentralbehörde über ihnen, die sieht, daß sie ihre Schuldigkeit thun.

Man wird dem Kardinal kaum die Bewunderung versagen können für die warmherzige, zielbewußte Art, wie er an die Aufgaben herantrat, die die Zeit stellte. Immer fester gründete sich sein Ruf als der eines verständnisvollen, kompetenten Sozialreformers. Andre Fragen, die ihn zu öffentlichem Auftreten veranlaßten, waren die staatliche Regulirung der Auswanderung und Kolonisation, sowie die Thätigkeit der britischen und ausländischen Antisklaverei-Gesellschaft. Im Mai 1886 sprach er in St. James' Hall zu Gunsten der Angestellten im Handel und Gewerbe für Erstrebung eines Gesetzes, das die Ortsbehörden ermächtigt, an Einem Wochentag frühere Schließung sämtlicher Läden herbeizuführen. Etliche Monate

später nahm Manning den Besuch von Henry George, dem bekannten amerikanischen Agitator für Nationalisirung des Grund und Bodens, an. Im März 1887 stellte er sich mit Eifer auf die Seite des Kardinals Gibbons, der für die amerikanischen „Ritter der Arbeit“ ein Wort der Verteidigung eingelegt hatte; etliche Laien hatten diese Vereinigung bei dem Papst verdächtigt. Die Zeilen, die Manning in der Sache schrieb, sind bezeichnend für seine Auffassung von der „Demokratisirung“ der Kirche:

Der heilige Stuhl, des bin ich gewiß, wird sich durch die Darlegung des Kardinals über die Verhältnisse der neuen Welt überzeugen lassen. Ich hoffe, ein neues Gebiet thut sich auf für Denken und Handeln. Ich kann mir nicht vorstellen, daß offiziöse Personen eher Gehör finden sollen als offizielle. Sicherlich ist der Episkopat der ganzen Welt das mächtigste und unmittelbarste Werkzeug in der Hand des heiligen Stuhls, um sich ein richtiges Bild von den örtlichen Verhältnissen zu verschaffen und seine Entscheidungen durchzusetzen. Wer kann die Stimmung von Amerika, England und Irland besser kennen als diejenigen, die den Finger auf dem Puls der Völker haben? Bisher ist die Welt durch die Dynastien regiert worden; fortan wird der heilige Stuhl mit den Völkern zu rechnen haben, und er hat Bischöfe, die in täglicher Berührung mit den Völkern stehen. Je klarer und voller man das erfaßt, desto stärker wird Rom sein. Niemals sonst war der Episkopat so losgelöst von den weltlichen Mächten und so zusammengeschlossen in sich selber und mit dem heiligen Stuhl. Wollte man dies übersehen und ungenützt lassen, viel Unheil und Verwirrung wäre die Folge. Die Kirche ist Mutter, Freundin und Beschützerin des Volkes. Gleichwie der Herr wandelte inmitten des Volkes, so lebt auch die Kirche in dessen Mitte.

Alles war dem Kardinal recht, was irgend dienen mochte, diesen Lieblingssatz seiner spätern Jahre, daß die katholische Kirche die Kirche des Volkes sei, zu beleuchten. Seine Stellung als Freund aller auf Hebung der Arbeiterklasse gerichteten Bestrebungen war allmählich eine so anerkannte, daß er nicht nur immer wieder zur Teilnahme an philanthropischen Werken eingeladen wurde, sondern daß die Arbeiter selbst bei ihm vorsprachen und gewissermaßen seinen Segen erbaten für ihre eignen Pläne und Gedanken. So empfing er noch im September 1887 die Vertreter der Londoner Kooperationsgesellschaft für Kleiderfabrikation und sicherte ihnen seine Unterstützung zu. Am 1. Februar 1888 führte er bei Lord Salisbury eine Deputation von „Earl Compton's Komitee für das Elend in London“ ein; beteuerte, daß nach dem einstimmigen Zeugnis seines Klerus eine ganz ungewöhnliche Arbeitslosigkeit und Armut herrsche; rügte den Unfug, daß man im Namen der Volkswirtschaft das übliche Hilfsmittel, die Sammlung eines Unterstützungsfonds, vereitele, aber ebenso die Beschaffung von Arbeit hintertreibe, da das Almosengeben demoralisire, die Beschaffung von Arbeit aber nur eine andre Form von Almosen sei; wies nach, wie wenig das Armengesetz geeignet sei, der Krisis zu begegnen, und wieviel besser die ursprüngliche Elisabethische Armengesetzgebung sei, die, weiter ausgreifend, nicht nur für chronische Armut, sondern auch für zeitweilige Erwerbslosigkeit Vorsorge getroffen habe.

Eigentümlich! Im großen und ganzen war die katholische Bevölkerung Englands stolz auf die Rolle, die ihr Kardinal-Erzbischof spielte; vorsichtige Leute schüttelten wohl auch den Kopf und meinten, die Eminenz kompromittire sich selbst und die Kirche; aber gerade die letzterwähnte Erklärung Mannings rief scharfen Widerspruch hervor. Im Tablet wurde der „Konvertiten-Kardinal“ heftig getadelt wegen des Lobes, das er den Elisabethischen Verordnungen zollte, „diesem armseligen Tudor-Surrogat für das alte Zehntensystem der Wohlthätigkeit“; absichtlich habe er jede Erwähnung der Thatsache umgangen, daß jene Verordnungen nur notwendig geworden seien durch die rücksichtslose Unterdrückung der Klöster unter der vorhergehenden Regierung, wodurch zum erstenmale die englischen Armen an die Barmherzigkeit der Laienschaft überantwortet wurden. Hutton hat sicherlich recht, wenn er sagt, daß nach Mannings Ansicht die Armen überhaupt nicht an die „Barmherzigkeit,“ möge sie geistlichen oder weltlichen Charakter haben, verwiesen werden dürfen, sondern daß durch sachgemäße Gesetzgebung dem Elend der Verarmung vorgebeugt werden müsse. Dem Korrespondenten des Tablet dagegen schien offenbar als normal nur das, daß im Osten Londons ein Dutzend oder mehr Klöster wären, unterstützt durch die reichen Leute des Westens, und daß an den Pforten der Klöster behäbige Mönche ständig Suppe austeilen sollten an die Scharen der frommen und dankbaren, aber immerhin hungernden Armen.*) Nach andrer Seite hin erregte Manning Aergernis durch den Satz, den er um dieselbe Zeit aufstellte, „daß jedermann ein Recht habe auf Arbeit oder auf Brot.“**)

Um das englische Armengesetz zu rechtfertigen, oder die Notwendigkeit seiner weitern Ausgestaltung darzulegen, wollte Manning zeigen, daß das Gesetz auf dem natürlichen Recht des Menschen auf Leben und Lebensunterhalt beruhe.

Dieses natürliche Recht ist so zwingend, daß es alle positiven Gesetze des Eigentums überwiegt. Not kennt kein Gebot, und ein hungernder Mann hat ein natürliches Recht auf seines Nachbars Brot. Ich fürchte, daß diejenigen, die so zuversichtlich von Rechten, Verpflichtungen und Gesetzen reden, wenig wissen von den elementarsten Grundlagen aller menschlichen Gesetzgebung. Wenn das natürliche Gesetz des Eigentums nicht auf einem natürlichen Recht ruhte, so würde es nicht lange bestehen. Wer dies leugnet, rechtfertigt das Wort: „Das Eigentum ist der Diebstahl.“ Vor dem natürlichen Recht auf Leben müssen alle menschlichen Gesetze zurücktreten.

Als Beispiel führt Manning das natürliche Gesetz der Notwehr an, dem das Gebot: „Du sollst nicht töten!“ weichen müsse. Großer Lärm erhob sich ob diesen Ausführungen; sie seien kommunistisch, sozialistisch, anarchistisch; sie öffnen Thür und Thor für jede Gewaltthat, für das Stürmen der Bäckerläden durch hungernde Massen u. s. w. Ein amerikanischer Journalist schlug Kapital aus der Sache und versandte an Richter, Advokaten, Theologen und Laien ein Zirkular mit der Frage: 1. ob die Behauptung des Kardinals bestehe vor dem „höhern Gesetz“; 2. ob die Anerkennung eines solchen Rechts durch die Gesetzgebung heilsam wäre. Eine Anzahl Antworten wurden in der Chicago Catholic Times veröffentlicht, und man wollte es bezeichnend finden, daß die Juristen in der Mehrzahl für, die Theologen gegen Manning waren. Letzterer verteidigte sich in einem Artikel der American Catholic Quarterly Review, 1888, über The law of nature divine and supreme.***) Auf kleinem Raum bekommt man hier einen Eindruck von der eigentümlichen Mischung protestantischer und katholischer Anschauungen, warmherzigen modernen Fühlens und scholastischen Denkens, wie sie für Manning immer charakteristisch ist. Frank und frei bekennt er:

Ich bin keiner von denen, die meinen, daß die Armenfürsorge vor Unterdrückung der Klöster genügend erfüllt worden sei durch die Klöster. Sie waren in der That tausend Mittelpunkte, von denen täglich Almosen ausflossen; aber es war das notwendig partiell und lokal. Ihre Ländereien umfaßten ein Drittel des englischen Grund und Bodens; aber die Bevölkerung der übrigen zwei Drittel hatte keinen Genuß davon. Für diese waren es die Paläste der Bischöfe, die Pfarrhäuser, die Schlösser der Reichen, die Häuser der Gläubigen im allgemeinen, die Unterstützung gewährten, wie sie eben gegeben und empfangen wurde. Das Ganze dieses Almosengebens war freiwillig, entsprach dem Gesetz des Christentums und beruhte schließlich im Gesetz der Natur.

Indem nun die Gesetzesakte der Elisabeth diese natürliche Verpflichtung in gesetzlichen Zwang verwandelte, hat sie das christliche oder das natürliche Gesetz nicht aufgehoben noch beseitigt. Ebensowenig wollte jene Akte nur die Verpflichtung der Besitzenden durch das positive und menschliche Gesetz feststellen; sie erkannte ebenso das natürliche Recht an, das der Arme hat auf seinen Anteil an dem gemeinsamen Lebensunterhalt, den die Erde bietet.

Diese hohe und heilige Grundlage ist von vielen völlig geleugnet worden. Es ist Sitte geworden, sie in allen Tonarten zu verdächtigen und zu verurteilen.

Ich habe ein Majestätsverbrechen begangen, indem ich etliche, die die öffentliche Meinung in London regieren, rücksichtslos an die frische Mutter Erde erinnerte und an die Urgesetze, die ihren Kindern zum Schutze dienen. Ich war meiner Kühnheit gar nicht bewußt. Ich glaubte Binsenwahrheiten auszusprechen, die von allen Gebildeten gekannt und geglaubt würden. Aber ich fand, daß diese elementaren Wahrheiten vergessen seien, und daß zufolge dieser Vergeßlichkeit auf dem Gebiet des Armenwesens sich ein System von Gedanken und Handlungen entwickelt hat, das den Reichen hart und den Armen bitter macht. Ich bin deshalb froh, daß ich gesagt und geschrieben habe, was nun vor der Oeffentlichkeit liegt, wenn ich auch eine Weile als Sozialist und Revolutionär verrufen und auf eine untergeordnete Konsequenz

---

*) Cardinal Manning, S. 206.

**) In einem Artikel der Fortnightly Review, 1888, über Outdoor Relief; abgedruckt Miscellanies, IV, 370 ff.

***) Miscellanies, IV, 380 ff.

festgenagelt wurde, während man den Kern meiner Behauptung zu Gunsten der natürlichen Rechte der Armen geflissentlich unbeachtet ließ.

Manning ist überzeugt, daß seine Sätze unter „Katholiken," ja selbst unter „Christen" keines Beweises bedürfen; da aber beide, Katholiken und Christen, oft des breiten und sichern Grundes nicht bewußt sind, auf dem sie stets ruhen, so hielt er es für geraten, die nähern Nachweise zu geben. Er giebt sie aus St. Thomas von Aquino, der die Summe dessen gezogen habe, was immer und überall vor ihm gelehrt worden, und aus den Werken des St. Alphons von Liguori, der „für seine Theologie etliche achthundert Autoren zu Rate gezogen hat, sodaß seine Entscheidungen auf weitester Begründung ruhen und sicher befolgt werden können." Und St. Alphonsus sagt: „Da in äußerster Bedrängnis alle Dinge gemein sind, so ist ein Reicher von Rechtswegen verpflichtet, dem Armen Hilfe zu leisten, da der arme Mann das Recht hat, das Notwendige zu nehmen auch ohne den Willen des Eigentümers." (Theologia moralis, lib. III, tract. V, cap. I.)

Das hat Manning freilich zu erwähnen unterlassen, daß St. Alphonsus als solche Bedrängnisse außer der Todesgefahr noch Galeerenstrafe, Verurteilung zu lebenslänglichem Gefängnis oder ernste Krankheit aufzählt; ja „wenn ein Mensch des Bettelns sich so sehr schämt, daß er sogar den Tod vorzöge, dann möge er sich aus dem Eigentum eines andern versorgen." Ja, „ein Dienstbote kann nach seinem eignen Urteil sich für seine Arbeit entschädigen (aus der Habe seines Herrn), wenn er zweifellos sicher ist, daß er einen größern Lohn (als den bedungnen verdiene." In Gurys Kompendium der Moraltheologie, das auch in der Bildung der irisch-englischen Kleriker eine Rolle spielt, empfängt der Begriff dieser occulta compensatio seine feste lehrhafte Ausprägung. Wer an diese und ähnliche Konsequenzen dachte und an die Art, wie katholische Priester in Irland diese Sätze für die Landagitation verwerteten, hatte doch nicht so unrecht, gegen Mannings Behauptung anzukämpfen, so gut gemeint ihre nächste Absicht gewesen sein mag. C S

Aus Luthers Trostbriefen

6. An seine über die kirchliche Lage sorgenvollen Freunde

Hier kommen vor allem die Briefe in Betracht, die Luther im Sommer 1530 von der Feste Koburg aus an seine auf dem Reichstage zu Augsburg versammelten Freunde, an Melanchthon, Spalatin, Jonas, Brenz, Brück, auch an den Kurfürsten Johann, gesandt hat. (Vgl. de Wette Bd. IV, S. 48 ff.) Was an reformatorischem Glaubenstrost und Glaubenstrotz einst in jenem berühmten Briefe vom 5. März 1522 aus Borna an Kurfürst Friedrich („ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz denn des Kurfürsten"), ferner im ersten Teile des klassischen Büchleins von der christlichen Freiheit und in dem Heldenlied „Ein feste Burg ist unser Gott" zum ursprünglichen und kräftigen Ausdruck gekommen ist: das klingt auch in jenen herrlichen Koburger Sendschreiben voll und rein wieder.

Hier nur einige Sätze aus den Briefen an Melanchthon vom 27., 29. und 30. Juni 1530:

Deiner großen Sorge, durch die Du geschwächt wirst, wie Du schreibst, bin ich von Herzen feind. Daß sie in Deinem Gemüt so sehr überhandnimmt, daran ist nicht die Größe der Sache, sondern die Größe des Unglaubens schuld. — Und ob die Sache auch groß ist, so ist ja der auch groß, der sie angefangen hat und führt; denn sie ist nicht unser. Was kränkst Du Dich denn so stets und ohne Unterlaß? Ist die Sache falsch, so laß sie uns widerrufen; ist sie aber recht, warum machen wir bei so großen Verheißungen denjenigen zum Lügner, der uns heißt guter Dinge und zufrieden sein? Wirf Dein Anliegen auf den Herrn, sagt er; der Herr ist nahe allen betrübten Herzen, die ihn anrufen. Sollte er solches wohl in den Wind reden oder vor die Tiere werfen? Es kommt auch mich oft ein Grauen an, aber nicht auf die Dauer. Deine Philosophie plagt Dich also, nicht die Theologie. — Ich beschwöre Dich, der Du in allen andern Dingen streitbar bist, kämpfe doch wider Dich selbst! Denn Du bist Dein größter Feind, weil Du dem Satan so viel Waffen wider Dich selbst reichst. Christus ist für die Sünden einmal gestorben, aber für die Gerechtigkeit und Wahrheit wird er nicht sterben, sondern er lebt und regiert. Ist dies wahr, was fürchten wir denn für die Wahrheit, dieweil er regiert? Aber, sagst Du, sie wird niedergeschlagen werden durch Gottes Zorn. So laß uns denn zugleich mit ihr niedergeschlagen werden; aber nicht durch uns selbst. Der unser Vater worden ist, wird auch unsrer Kinder Vater sein. Ich bitte wahrlich mit Fleiß für Dich, und es thut mir wehe, daß Du die Sorge so gierig wie ein Blutigel in Dich saugst und mein Gebet so kraftlos machst. Ich fürwahr, so viel die Sache betrifft, bin nicht sehr bekümmert, ja ich habe eine bessere Hoffnung, als ich je gemeint hätte. Gott vermag die Toten aufzuerwecken; er vermag auch seine Sache, ob sie gleich fällt, zu erhalten, wenn sie gefallen ist, wieder aufzurichten, und wenn sie steht, zu fördern.

* * *

Ich habe Dich in dem letzten Brief getröstet, wollte Gott, daß er Dich mehr getröstet, denn gekränkt hat; was kann ich mehr thun? Dich ängstet, daß Du nicht begreifen kannst, wie die Sache ein Ende und Ausgang nehmen werde. Aber wenn Du es begreifen könntest, wollte ich nicht gern dieser Sache teilhaftig oder verwandt, viel weniger ihr Urheber sein. Gott hat den Ausgang dieser Sache an einen Ort gestellt, davon man weder in Deiner Rhetorik noch Philosophie etwas findet, und er heißt Glaube; an diesem Ort stehen alle Dinge, so unsichtbar sind und nicht scheinen. Und wenn sich jemand unterstehen wollte, wie Du thust, solche Dinge sichtbar und begreiflich zu machen, würde er keinen andern Lohn davon bringen, denn Sorge und Angst, wie Dir denn auch geschieht, was wir Dir noch, wiewohl vergebens, gewehrt und widerraten haben. Gott hat gesagt, er wolle im Dunkeln wohnen, und hat Finsternis zu seinem Gezelt gemacht; wer da will, der machs anders. Hätte sich Moses unterstanden, das Ende, wie er dem Heer Pharaos entrinnen würde, zu begreifen, so wäre vielleicht Israel noch heute in Aegypten. Der Herr mehre Dir und uns allen den Glauben, und so wir den haben, was kann uns der Satan mit der ganzen Welt thun? — — Sind wir nicht die Kirche oder ein Teil der Kirche, wo ist denn sonst die Kirche? Oder sind die Fürsten von Bayern, Ferdinand, der Papst, Türke oder Ihresgleichen die Kirche? Haben wir Gottes Wort nicht, wer sind sie denn, der es haben? Dieweil denn nun Gott mit uns ist, wer will wider uns sein? Sünder sind wir wohl und undankbare Leute, aber darum wird er nicht zu einem Lügner werden; wiewohl wir in dieser heiligen und göttlichen Sache nicht Sünder sein können, ob wir wohl in unserm Thun böse sind.

* * *

In eigenen Sachen bin ich schwächer, Ihr aber beherzter. Dagegen bin ich in öffentlichen Sachen so gesinnt, wie Ihr in den eigenen (so ich anders eigen nennen soll, was zwischen mir und dem Satan gestritten wird). Ihr sagt, Ihr könnt Euer Leben wohl in die Schanze schlagen, seid aber besorgt für die allgemeine Sache. Ich aber, was die gemeine Sache betrifft, bin ich ganz wohlgemut und fein zufrieden, denn ich weiß, daß sie recht und wahrhaftig ist und, was noch mehr ist, Christi und Gottes selber, welche nicht so erblaßt ihrer Sünden halben, wie ich kleiner Heiliger erblassen und zittern muß. Derhalben bin ich schier wie ein müßiger Zuschauer und gebe nicht einen Deut auf die Papisten oder ihr Wüten und Drohen. Fallen wir, so fällt Christus auch mit, er, der Regierer der Welt. Und ob er gleich fiele, so wollt ich doch lieber mit Christo fallen, denn mit dem Kaiser stehen. — Es wird ja nicht falsch sein, das weiß ich fürwahr, daß Christus ein Ueberwinder der Welt ist. Was fürchten wir denn die überwundne Welt, gleich als wäre sie der Ueberwinder? — — — — — — — —

* * *

Wenn wir gegenwärtig im Hinblick auf die Knechtsgestalt unsrer evangelischen Kirche, die von Roms List und Macht nicht minder als von den Wühlereien der Umsturzpartei bedrängt ist, kleingläubig und verzagt werden sollten, möchten doch dann die gewaltigen Heldenworte jener Trostbriefe Luthers in unsern Herzen Anklang finden und uns antreiben, seinem Glauben nachzufolgen! O A

Zum Fall Schrempf

1. Württembergisches

Zu unserm Artikel in Nr. 34 gehen uns einige kleine Berichtigungen zu, die für die Beurteilung der Sache nicht ganz ohne Belang sind. Sp. 759, Z. 8 im württembergischen Taufformular muß es heißen: „vernehmen“ statt „vornehmen“ (Parallelformular: „So lasset uns denn hören diesen heiligen Glauben“). Das „Vernehmen“ ist seinerzeit beim Uebergang von der Liturgie vor 1842, die das Apostolikum zum Teil gar nicht enthalten hatte, mit Bedacht gewählt worden. Man wollte offenbar denen entgegenkommen, die das Apostolikum nur als altehrwürdiges Bekenntnis, dessen Ausdrücke im einzelnen ihrer genauen Glaubensmeinung nicht schlechthin entsprechen, bei der Taufe gebrauchen können.

Auch Z. 10 ist eine Feinheit verloren gegangen. An jener Stelle des Formulars ist von dem Bekenntnis des Glaubens die Rede, „auf welchen die Kirche Christi erbauet ist,“ nicht aber, wie in Nr. 34 gedruckt steht: „auf welches.“ Auf den Glauben und nicht auf das nunmehr vorgetragne Bekenntnis des Glaubens ist die Kirche Christi erbaut.

Wichtiger ist eine Mitteilung darüber, wie das Schreiben der Leuzendorfer Gemeinderäte an das Konsistorium zustande gekommen ist (siehe die Akten). Verfaßt hat es der Ochsenwirt, der die Weigerung der Fahnenweihe noch nicht verwunden hatte. Bei den „Pietisten“ seines Orts hat Schrempf wohl Anklang gefunden, aber diese seine Freunde blieben in der Stille. „In einer fränkischen Gemeinde, wo sich unter viel äußerer Kirchlichkeit die bedenklichsten moralischen Schäden verbergen, kann ein ernster Pfarrer es leicht mit der Mehrzahl verderben. Die Fahnenweihe war katholisch gedacht. Katholische Kriegervereine wollten die Evangelischen nicht ans Grab eines Veteranen lassen (bei gemeinschaftlichen Begräbnisfeiern, wo wahrscheinlich die Fahnen nach einander ins Grab geschwenkt werden), »weil ihre Fahne nicht gewiehen« sei. Also soll der Pfarrer die supernaturale Eigenschaft durch seinen Weiheakt hinzuthun.“

„Das Bedenklichste — heißt es weiter in derselben Zuschrift — in dem auf diesen Fahnenweihfall folgenden Fahnenweiherlaß des Konsistoriums war die Erwägung, daß man sich ja darüber zu freuen habe, wenn die Leute die Mitwirkung der Kirche bei so etwas noch begehren. Noch! Aus welchen Motiven!“

Ebenfalls zu der Leuzendorfer Fahnenweihe äußert sich eine andre Zuschrift. Ich habe in Nr. 34 gesagt, das Verhältnis des Pfarrers zu seiner Gemeinde wäre einige Nachgiebigkeit gegen das Herkommen wert — und derselbe sollte sich solchen Diensten nicht ganz entziehn. „Nun giebt es bei uns — für die württembergische Landeskirche — in dieser Sache kein Herkommen. Kirchliche Feiern der Fahnenweihe kennt man in vielen Gemeinden gar nicht. Wurde der Pfarrer gebeten mitzuwirken, so hielt es der eine so, der andre anders. Eine Weihung der Fahne in der Kirche wurde vom Konsistorium in einem Erlaß, der bald nach der Leuzendorfer Angelegenheit, wohl durch sie veranlaßt, das Verhalten der Geistlichkeit normirte, für unstatthaft und mit den Anschauungen der evangelischen Kirche unvereinbar erklärt. Vielfach haben die Pfarrer durch Uebernahme der Festrede den Wunsch der Kriegervereine erfüllt und letztere damit vollauf befriedigt. Da Schrempf zu diesem vielbeschrittnen Weg bereit war, hat er sich in der That diesem Dienste nicht ganz entzogen. Auch im schwarzen Rock ist der Pfarrer eben doch der Pfarrer. Das Stuttgarter Konsistorium hätte sich und der Kirche nicht das Geringste vergeben, wenn es sich in diesem kleinen Konflikt voll auf die Seite des Pfarrers gestellt hätte. Es liegt kein Grund vor zu zweifeln, daß es der Behörde gelungen wäre, die Gemeinde zu beruhigen.“

Weiter wird uns von derselben Seite geschrieben: „Das ist richtig, Schrempf war nicht der Mann für eine hohenlohische Bauerngemeinde. Der hohenloher Bauer ist kirchlich bis zum äußersten; er geht in jeden Gottesdienst, zahlt seine Stolgebühren prompt und voll, der Pfarrer hats gut bei ihm — aber er darf ja nichts weiter von dem Bauern erwarten. Religiöse Privatbedürfnisse giebt es nicht, vollends gar Skrupel über die Bekenntnisse! Daß ein so durch und durch reflektirter Mensch wie Schrempf an diese Stelle gesetzt wurde, war ein großer Mißgriff. . . . Was ihn und uns alle mit ihm aufs tiefste kränkt, ist das Verfahren der Kirchenbehörde, die ihm gegenüber in ihren Erlassen seinem sittlichen Charakter Lob spendet, der Gemeinde gegenüber aber auch nicht eine Silbe von Anerkennung für ihn äußert, nicht eine Andeutung von ernsten Schwierigkeiten, mit denen ihr Pfarrer gerungen hat!

Und jetzt noch etwas pro domo. Sie sagen, daß in Württemberg alles schweigt. Sie haben zum Teil recht. Es ist ein unheimliches Schweigen.

Es schweigt vor allem die amtliche Presse. Ueber den ganzen Fall ist von Anfang bis Ende — bis heute — noch kein amtliches Wort verlautet. Die württembergische Geistlichkeit hat bis heute noch keine amtliche Kenntnis davon, daß eines ihrer Mitglieder abgesetzt worden ist! Es mag sein, daß es auch sonst Brauch ist, Absetzungen von Pfarrern nicht amtlich zu publiziren. Aber das hatte meist seinen Grund in dem berechtigten Bestreben, traurigen Skandal zu verhüten. Erst kürzlich hat ein Pfarrer wegen Veruntreuung anvertrauter Gelder vor Gericht gestanden; es war ein armer Teufel, von Studentenschulden noch verfolgt; das hat die amtliche Presse nicht zugedeckt. Im Fall Schrempf hätte man solche Rücksichten nicht nötig gehabt. Die Kirche hat es dahin gebracht, daß jeder Ketzer die öffentliche Sympathie für sich hat. Warum wollte man ihn schonen? Oder galt die Schonung einem andern als Schrempf?

Man hat in Württemberg auch kein halbamtliches Wort über die ganze Angelegenheit vernommen. Der Fall war vielen Pfarrern im Frühling 1892 noch völlig unbekannt; die, die ihn wußten, brannten vor Begierde, etwas zu hören, aber es war nichts zu hören. Da kam einmal in der Kölnischen Zeitung ein beruhigender Artikel. Woher wußte die Kölnische Zeitung von Schrempf? Sie konnte nur von offizieller Hand bedient sein. Es trat hier zum erstenmale die Behauptung ans Tageslicht: es handle sich um dogmatische Dinge gar nicht. Während wir uns noch über diese Entdeckung wunderten, überraschte plötzlich die Magdeburgische Zeitung mit einem Bericht, der noch viel sichtbarer die Spuren seiner Herkunft an sich trug. Er brachte Details über Schrempfs Begabung, Examina, Standpunkt, früher gehabte Aussichten und jetzige Pläne, Dinge, von denen zum Teil er selbst nichts weiß. In diesem Bericht heißt es anfangs: »Der Fall ist durchaus als eine Sache der Disziplin, der kirchlichen Ordnung behandelt und entschieden worden. Das Dogmatische bliebe gänzlich aus dem Spiel.« Aus dem Verlauf sei nur noch der Satz hervorgehoben: »In den nun folgenden Verhandlungen vor dem Konsistorium verschlimmerte Schrempf seine Sache, indem er sich rechthaberisch verteidigte« u. s. w. Dies behauptet man angesichts der Thatsache, daß das Konsistorium den Inkulpaten während der ganzen Verhandlungen gar nicht gesehen hat! — Kurz nachher las man in Luthardts Kirchenzeitung eine Besprechung aus derselben Feder, mit zum Teil ganz denselben Worten und Wendungen und ganz aus dem Sehwinkel einer höhern Behörde. Nur hieß es diesmal: das Dogmatische blieb nicht ganz aus dem Spiel. Dagegen wußte der Schreiber auch diesmal, daß Schrempf die Absicht habe, eine Anstalt für Verwahrloste zu gründen, und zwar zusammen mit einem separirten Lutheraner, der vor ihm aus dem Kirchendienst freiwillig geschieden war, und weidet sich an dem erbaulichen Gedanken, daß sich so verschiedne Brüder auf dem Boden der Separation zusammenfinden. Schrempf ist aber weder aus der Landeskirche ausgetreten, noch will er eine Anstalt für Verwahrloste gründen.

Man schweigt also in Württemberg nicht ganz. Man redet, nur wagt man nicht, seine Stimme innerhalb der Grenzpfähle zu erheben, sondern man geht nach auswärts hausiren. Man legt gleichgefärbte Eier und läßt das eine von einer liberalen politischen, das andre von einer orthodoxen kirchlichen Zeitung ausbrüten — um dann den Stammesgenossen zu sagen: Seht, so urteilt das unparteiische Deutschland. Selbst die Protestantische Kirchenzeitung hat sich fangen lassen.

Es schweigen manche, die eigentlich reden müßten. Von einem hochgestellten preußischen Juristen hörte ich dieser Tage

die höchst verwunderte Frage: Stellt man denn bei euch einem Verurteilten nicht das Urteil mit seinen Gründen zu? Schrempf weiß die Gründe seiner Verurteilung noch immer nicht; geschweige denn die Instanzen, die seine Verteidigung entkräftet oder widerlegt haben. Er ist darauf angewiesen, den Geheimen Rat für unfehlbar zu halten, ohne daß ihm seine Kirche diese Unfehlbarkeit auferlegt hat. Außerschwäbische Juristen finden sowohl dieses Schlußverfahren als auch den Verzicht auf mündliche Verhandlung unerhört. Aber die schwäbischen Juristen schweigen. Das Kirchen- und Schulblatt, schon durch seinen Titel als Organ der Geistlichkeit kenntlich, hüllt sich in mystisches Dunkel. Ein neu entstandnes Pfarrvereinsblatt stellt den Mann als ein »Unikum« kalt. Die konservative Reichspost wird von Schrempfs Bruder redigirt. Wenn sie still ist, so hat sie persönliche Gründe.

Ein unheimliches Schweigen! Ein Pfarrer hat im Schwäbischen Merkur*) auf die Bedeutung des Falles hingewiesen und den vorhandnen kirchlichen Notstand klargestellt: Die rechtlichen Ordnungen der Landeskirche widerstreiten dem Grundsatz der Reformation, daß in Sachen des Glaubens das Gewissen des Christen an keine menschliche Tradition gebunden werden darf, sondern das Evangelium allein die letzte Entscheidung giebt. Das Evangelische Sonntagsblatt erblickte in diesem Artikel den ersten Vorstoß der liberalen Theologie, die die Absicht habe, die Herrschaft in der Kirche an sich zu reißen und die kindlich Gläubigen aus der Kirche hinauszudrängen. Es widerlegt aber die Behauptungen des vorgenannten Artikels nicht — sondern macht einen höchst perfiden Anfall auf Professor Weizsäcker und stellt sich damit schmeichlerisch dem als fromm belobten Konsistorium an die Seite. Jetzt hat das Konsistorium im Fall Schrempf nicht einen »Disziplinarfall« abgehandelt, sondern das »Bekenntnis« gerettet . . . ."

Soweit diese Zuschrift. Wir sind ausdrücklich ermächtigt, sie abzudrucken, und thun es, weil wir es für heilsam halten. Vielleicht ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß wir mit dem Pfarrer Schrempf während oder seit seinem Konflikt nicht die geringste mittelbare oder unmittelbare Fühlung gehabt haben, und daß er auch unsern heutigen Mitteilungen durchaus fernsteht.

2. An die Kreuzzeitung

Widerspruch gegen unsre Artikel in Nr. 34 konnte nicht ausbleiben. Wir werden uns nicht beeilen, auf alles schleunig zu antworten, was da noch kommen mag, sondern lieber später die Ergebnisse der mancherlei Rede und Gegenrede zusammenfassend die schuldige Verantwortung thun.

Vielleicht nützt es aber den weitern Verhandlungen, wenn wir an die Kreuzzeitung aus Anlaß ihres Artikels in Nr. 393 „Das Recht des Apostolischen Glaubensbekenntnisses" einige Fragen richten.

1. Zuerst möchten wir sie fragen, warum sie auf den Fall Schrempf, wie er nun aktenmäßig vorliegt, nicht eingeht. Sie verdächtigt uns, daß uns die Amtsentsetzung des Pfarrers Schrempf nur den äußern Anlaß dazu gegeben habe, einen neuen Kampf gegen das Apostolikum zu eröffnen. Sie fühlts uns nicht ab, daß auch unser Wort aus dem Gehorsam und aus der Liebe zur „heiligen Kirche" heraus geschrieben ist; sie trauts uns auch nicht zu, daß wir einfach deshalb so geschrieben haben, weil der vorliegende Fall und unsre Pflicht, uns darüber zu äußern, uns dazu nötigte. Es gilt das von Herrn Professor Harnack und von mir in gleichem Maße. Warum schreibt nun die Kreuzzeitung: „Wir gehen auf diese Sache nicht näher ein"? Sie hat einfach die Pflicht das zu thun, gegen ihre Leser, gegen uns. Vielleicht wollte sie es nachholen. Wir bitten darum.

2. Wie alt ist das Apostolikum? Wie steht es um das Verständnis seiner einzelnen Sätze und des Ganzen: ist es in den Kirchen von seiner Entstehung her immer das gleiche gewesen? Oder lassen sich Veränderungen seiner Deutung bei der jeweilen offiziellen Kirche beobachten? Hierüber ist die Kreuzzeitung ihren Lesern sowohl als uns ebenfalls Belehrung schuldig. Denn es geht nicht an, das Apostolikum als eine immer fertige und immer in nämlicher Weise verstandne Größe hinzustellen und jeden, der den Thatbestand kennt und daraus seine Schlüsse zieht, zu verdächtigen. Wir unsrerseits sind bereit, diese Fragen zu beantworten. Wir lassen aber gern der Kreuzzeitung den Vortritt.*) — Dabei sei die Unterfrage gestattet: wieso ist das Apostolikum „das einzige noch übrig gebliebne Zeugnis der Einheit aller christlichen Kirchen"?

3. Was versteht die Kreuzzeitung unter der „heiligen Kirche"? Sie bemerkt ironisch, daß diese für uns ja freilich „Gegenstand des Glaubens" sei. Was ist sie denn für die Kreuzzeitung? Wir haben diese Frage schon früher an die Kreuzzeitung gerichtet (vgl. Jahrg. 1891, Nr. 22) und warten bisher vergeblich der Antwort.

4. Endlich: Ist „der Gehorsam, den die Bibel fordert," eins und dasselbe mit der Anerkennung der wort- und buchstäblichen Inspiration im Sinne der Dogmatiker des siebzehnten Jahrhunderts? Wenn nicht, welche Abweichung ist dann gestattet? — Hierzu noch die Bemerkung: wenn wir darüber klagen, daß die Bibel immer weniger leicht verständlicher wird, je älter sie wird, so schließt das einen heilsamen und seligmachenden Gebrauch der Bibel für den einfältigen Laien selbstverständlich nicht aus. Aber warum ging denn Dr. Martin Luther nicht mit Karlstadt, um sich von Gevatter Schneider und Handschuhmacher die Schrift auslegen zu lassen? Warum nicht? Es bleibt ja Gott sei Dank bei Matth. 11, 25. Aber es ist auch eine große Sache um das geschichtliche Verständnis der Bibel. Dazu gehören die Sprachen, dazu gehört geschichtlicher Sinn und geschichtliche Bildung. Um das Recht und die Gefahren dieser geschichtlichen Bildung innerhalb der Kirche dreht sich im Fall Schrempf der Streit. Hier liegt der Kernpunkt der ganzen modernen innerkirchlichen Krisis. R

*) Nr. 149 vom 29. Juni. Es ist der Artikel des „badischen" Theologen! Vgl. Nr. 34, Sp. 765. D H

*) Desgleichen der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung Stöckers. Sie bringt in Nr. 35 einen Artikel „Professor Dr. Harnack und das Apostolikum," der Harnacks Sätze einen nach dem andern durchgeht, um sie und ihren Verfasser zu verurteilen, aber bezeichnender Weise über Satz 7a und b kühn hinwegspringt. Dort weist Professor Harnack darauf hin, daß „die evangelische Kirche selbst nicht bei allen Sätzen des Symbols die ursprüngliche wörtliche Fassung aufrecht erhalte," und daß „ein Satz der Lehre des Paulus widerspricht." Das sind Thatsachen, mit derselben Kirchenzeitung zu reden „nackte Thatsachen." Aehnliche Thatsachen sind der Halt der heutigen Bibelkritik, und derlei Thatsachen begründen für viele Christen und für die evangelischen Kirchen die Schwierigkeit, aus deren Kenntnis und Erkenntnis heraus wir schreiben. Wir fragen unsre Gegner: wie stellt ihr euch zu jenen Thatsachen? Wie erklärt, beseitigt, überwindet ihr sie? Nicht daß ihr den Glauben habt und wir den Unglauben, das ist die Lage. Denn Gott sei Dank! wir sind Christen und haben den Glauben —, sondern daß ihr gewisse Thatsachen nicht sehen und erklären wollt, wir sie sehen und anerkennen und doch glauben, ja der Zuversicht sind, daß auch solche Erkenntnisse der wahren Kirche zum Besten dienen müssen.

Ein Nachwort zu den Bismarcktagen

Aus Jena

Darf die Christliche Welt noch länger über das schweigen, was ein jedes deutsche Herz in diesen Tagen mit Freude oder Bangen erfüllte? Darüber zum mindesten dürfte allgemeine Uebereinstimmung herrschen, was ich eben in einem Briefe lese: „Jedenfalls erkennt der evangelische Christ, der sein Vaterland lieb hat, in der Fortdauer des Zwistes eine unumgängliche Schädigung des Patriotismus. Verehrung für den Gründer des Reiches und ihre Aeußerung bleibt eine notwendige Lebensäußerung deutscher Vaterlandsliebe, mit deren Unterdrückung diese selbst leiden muß. Demonstration gegen die jeweilige Reichsregierung ist auch immer mit Schädigung des eignen Patriotismus verknüpft." So scheinen sich in der That die deutschen Angelegenheiten derart zu verwirren, daß ein disziplinirter Vaterlandssinn den Himmel völlig umwölkt sehen muß. Schreibt doch ein so warmer Patriot wie Professor Beyschlag unter dem Eindrucke der gewaltigen Bismarckfeiern, die halb Ovationen der Verehrung, halb Demonstrationen des Protestes waren, die zweifellos einseitigen und für viele Redliche verletzenden Worte nieder: „Die an auswärtige Zeitungen

adressirten Indiskretionen und Rankünen des ehemaligen deutschen Reichskanzlers, der sich in seinem Alter bemüht, der Welt das reichliche unedle Metall seiner Monumentalfigur recht vor Augen zu stellen, und die unzeitigen Huldigungen, die man unmittelbar danach im außerpreußischen Deutschland dem großen Frondeur darbringt, als wenn dieselben nicht als antikaiserliche Demonstrationen gedeutet werden müßten, gehören auch zu den Zeichen der Zeit, und zwar zu den betrübendsten." Am betrübendsten aber bleibt an allem doch, daß zwischen der Monarchie und ihrem Gründer dieser Zwist entbrennen konnte, aus dem heraus eine so unbarmherzige Beurteilung einer so starken patriotischen Gefühlsäußerung allein zu erklären ist.

Zum Glück liegen die Dinge nicht überall so verzweifelt, wie hier angenommen wird; nicht überall, nicht einmal von der Mehrzahl der Beteiligten ward dieser Konflikt der Treue und Loyalität empfunden. Als man in Jena zuerst, gewiß unter dem Eindrucke der häßlichen Zeitungspolemik und der tiefbetrübenden Publikation der antibismarckischen Note nach Wien, davon sprach, den Fürsten nach Jena einzuladen, um ihm die nie abzuschwächende Verehrung unabhängiger Vaterlandsfreunde gewissermaßen zur Sühne für die Verunglimpfung darzuthun, da konnte ich mit nicht wenigen mich auch der Besorgnis nicht entziehen, daß hier ein gefährliches Spiel gespielt werde. Es war nicht leicht, gegen die elementare Begeisterung Bedenken geltend zu machen; sie wogen als „politische" nicht schwer gegen den Gefühlspatriotismus der Mehrheit. Man erschien kalt und undankbar, mochte man sich selbst auch damit trösten, daß der wahre Patriotismus nicht dem eignen, wenn auch schönen Gefühl zu fröhnen, sondern nüchtern die Wirkung aufs Ganze zu erwägen gebiete. Unentwirrbar traten die beiden Antriebe hervor, aber am Ende erschien doch der der Treue gegen Kaiser Wilhelms I. Andenken, repräsentirt in seinem Kanzler, stärker als der der unloyalen Opposition gegen den Erben des Thrones. Es waren schwere innere Kämpfe, die der zu bestehen hatte, der seinerseits davon überzeugt war, daß nicht Laune noch Undank, sondern kaiserlicher Beruf und Verpflichtung gegen das Volk das „Niemals" des Großvaters zu übersehen drängte, der doch aber auch nicht leugnen konnte, daß der neue Kurs in der auswärtigen wie in der innern Politik haltlose, tastende Wege verfolgt, vor allem das große nationale Gut der Dankbarkeit gegen den Helden des Volkes nicht zart genug gewahrt hat. Sobald aber der große Mann in die Mitte trat, hörte aller innere Konflikt auf; man war dankbar, dem Einzigen danken zu dürfen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß der trotz „Reichsanzeiger" von Nächstbeteiligten uns verbürgte Versuch eines Druckes auf die Universität den Gegendruck noch um vieles verstärkte. Allein trotzdem blieb durchweg vorwiegend das Gefühl, dem der seitdem so plötzlich verstummte, beredte Mund des Seniors der theologischen Fakultät, Lipsius, beim ersten Empfang den treffendsten, vom Fürsten mit tiefer Bewegung aufgenommenen Ausdruck gab:

> Aus hohem Munde vernahm man kürzlich das Wort: „Das ist kein kleines Volk, das seine großen Männer ehrt!" Mit diesem Worte will das deutsche Volk heute Ernst machen, mag dazu scheel sehen, wer mag. Die Huldigung, die wir Ew. Durchlaucht darbringen, ist zugleich eine Huldigung, den Manen unsers unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. gebracht, der einst auf das Entlassungsgesuch Ew. Durchlaucht sein welthistorisches Niemals! geschrieben hat. Denn wir können das Andenken unsers alten Kaisers nicht ehren, ohne zugleich seinen alten Kanzler zu ehren. Diese beiden Gestalten stehen unzertrennlich beisammen in der Geschichte. Das Gefühl der Pietät, das uns erfüllt, ist aus gut patriotischer, gut monarchischer Gesinnung hervorgegangen. Die Kreise, die heute Ew. Durchlaucht entgegenjauchzen, sind monarchisch gesinnt bis in die Knochen.

Wir sind natürlich nicht so naiv, anzunehmen, daß der Fürst, dem Sentimentalität und Weihrauch der Volksgunst sonst fern lagen, mit dieser Mobilmachung der öffentlichen Dankbarkeit nicht weitergehende, politische, ja frondirende Absichten verfolgte; vielmehr waren seine bedeutenden politischen Reden durchweg zum Fenster hinaus, an das große vaterländische Publikum gerichtet; sie werden wie wenige Aussprachen des größten Politikers bei den nächsten Wahlen eine Rolle spielen. Man kann nun diese politische Verwertung der Volksstimmung bedauern oder begrüßen — mir persönlich war manche Palinodie und mancher Seitenhieb sehr bedenklich —, so wird man doch gerechterweise sagen müssen: diese Volksstimmung als solche war nicht bloß begreiflich, sondern auch hocherfreulich. Begreiflich: denn wir haben ein Recht, stolz zu sein auf diesen Riesen — dies Wort auch im äußerlichen Sinne verstanden —; ich glaube, wer dem gewaltigen Menschen einmal in diesen Stunden auf Schritt und Tritt nahe gefolgt ist, muß überwältigt sein von seiner ungebrochenen Reckenhaftigkeit und von der großartig sichern Herrschaft über Situation und eigne Kräfte. Ist es nicht schon an sich gesund, wenn das Volk solche körperliche Kraft und Unermüdlichkeit, solche seelische Energie und großartige Beherrschung aller Eindrücke, wenn es eine solche zugleich feinsinnige und kernige, durchaus nicht glänzende, aber durch momentane Entstehung, Kraft der Bilder, Energie der Satyre wirksame Beredsamkeit, wenn es eine solche Verkörperung der größten Zeiten und Ziele, wenn es den Luther auf politischem Gebiet mit solcher tiefen Bewunderung, mit solchem deutschen Stolz begrüßt? Es hat gewiß mancher mit mir das „auserwählte Rüstzeug" in der Hand der Vorsehung in ihm geschaut und angestaunt mit tiefer Bewegung.

Aber man spricht von heroworship! man fürchtet Erneuerung der allerdings früher oft bedenklichen Selbstknechtung unter das noch dazu opportunistisch wechselnde Urteil des Einen! Ja, man hörte vielerseits aus den Ansprachen einen Anfang von Menschenvergötterung heraus! In der That wird man die Verwendung von biblischen oder Gesangbuchs-Reminiscenzen, die Uebertragung von Prädikaten Christi auf Bismarck nicht rechtfertigen können; aber man muß den Ueberschwall der allgemeinen Empfindung miterlebt haben, um verstehen zu können, wie fromme, kirchliche Männer dazu verleitet wurden; übrigens ist doch auch das auffallend, daß einer gewissen Höhenlage der Empfindung nur die Kraft religiöser, speziell biblischer Ausdrücke gewachsen scheint. Thaten aber die Verehrer des Guten oft zu viel, so erfreute der Gefeierte durch den ernsten, steten Hinweis auf die höhere Leitung, deren Instrument er bloß sei:

> Ich kann in dem ganzen Gange, den uns Gottes Vorsehung geführt hat, doch nur eine besondre Vorherbestimmung erkennen. . . Diese ganze Entwicklung müssen Sie nicht meiner vorausberechnenden Geschicklichkeit zuschreiben; es wäre eine Ueberhebung von mir, zu sagen, daß ich diesen ganzen Verlauf der Geschichte vorausgesehen und vorbereitet hätte. Man kann die Geschichte überhaupt nicht machen, aber man kann immer aus ihr lernen. Man kann die Politik eines großen Staates, an dessen Spitze man steht, seiner historischen Bestimmung entsprechend leiten, das ist das ganze Verdienst, was ich für mich in Anspruch genommen habe. Es gehört allerdings noch mehr dazu — Vorurteilslosigkeit, Bescheidenheit, Verzicht auf gewisse Lieblingsideen und auf eigne Ueberhebung, und zwar dies in höherem Grade als eine überlegne Intelligenz, die alles voraussieht und beherrscht. Ich bin von früh auf Jäger und Fischer gewesen. . . .

Es war wunderbar, wie er dies Bild ausführte, mit welcher Schöpferfreude, mit welcher Erinnerungskraft. Diese Stelle und die andre von der am schwersten zu überwindenden Bescheidenheit seines lieben alten Herrn waren so recht geeignet, die Dankbarkeit und Verehrung auf jene fromme Höhe zu heben, deren der laute, bramarbasirende, die eigne Art verherrlichende Lokalpatriotismus so oft ermangelt.

Es wurde dem Schreiber dieses nicht schwer, am Morgen nach dieser Rede eine zwar kleine, aber andächtige Gemeinde zu erbauen auf Grund des Schriftwortes: „Seid dankbar in allen Dingen. Denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch." Man hat getadelt, daß der Fürst durch die Wahl des Sonntags dessen Segen für die Gemeinde gefährdet habe; ist das nicht aber zu eng kirchlich gedacht, und ist nicht der Segen so einzig großer, erhebender Gemeingefühle ein volles Entgelt? Lag nicht in dieser Dankbarkeit, zumal sie immer mehr nach der Richtlinie Jena—Sedan—Versailles orientirt war, ein echt christlicher Gesinnungskern? Christensinn lebt nicht im Kleinen, Einzelnen, Nächsten, nicht im eigensten, gegenwärtigen Interesse; er ist dankbar in allen Dingen, weil er groß denkt und ans Ganze sich hält, große Spannen Zeit, große Entwicklungen und Entscheidungspunkte ins Auge faßt. Dem Christensinn ists eine Freude, wenn eine ganze Stadt sich losreißt aus engen, kleinlichen Interessen und Sorgen und auf-

geht im Gedanken ans Große und Ganze. Ihm ists auch wohl entsprechend, wenn alle, große und kleine Geister — ein Bürger sagte einem Studenten, der die Studenten für sich singen lassen wollte: Vor dem Fürsten Bismarck sind wir alle gleich! — sich beugen vor einer großen Kraft, zumal wenn sie selbst dem die Ehre giebt, aus dem alle Kraft, Wollen und Vermögen, vor allem der Erfolg kommt. Sie wachsen alle, indem sie ihre Kleinheit erkennen.

Diesen aufs Große und Weite schauenden Sinn, den frommen Vaterlandssinn zu stärken, scheint eine ebenso wichtige Sache als die Schonung des loyalen Verhältnisses. Es wird lediglich an der andern Seite liegen, ob dies Verhältnis durch die Dankesovationen an den Begründer des Reichs Schaden leidet oder gestärkt wird. In der That ist, wer die verschiednen Fäden des politischen Lebens, die großen Interessen, über die der Zwist sich entspann, übersieht — das mögen die wenigsten unter den Demonstranten thun — gezwungen, mit ernster Sorge in die Zukunft des Reichs zu sehn. Gerade was Bismarck bei dem gewaltigen Marktfest ausführte, die Gefahren des von der Regierung geförderten Ultramontanismus, des evangelischen Hierarchismus, der absolutistischen Velleitäten, des Bureaukratismus und der Parteizersplitterung — zweifellos zum großen Teil nicht Wirkungen Caprivischer, sondern Nachwirkungen Bismarckscher Politik —, diese Gefahren zusammen wären geeignet, den Blick in die Zukunft zu umdüstern. Allein eben die Betrachtungsweise, die in der Jenaischen Feier vorherrschte, die über die letzten Stationen der Politik hinweg auf die großen Hauptstationen schaute, sie muß uns aufrecht erhalten. Wie wir rückwärtsschauend nur dann eine fromme Auffassung unsrer Volksgeschicke gewinnen, wenn wir den großen Faden der Bismarckschen Politik verfolgen und das Einzelne, selbst Kränkungen unsers protestantischen Gewissens und Rechtsgefühls, deren der rücksichtslose Realpolitiker uns so viele zugefügt hat, übersehn, so werden wir nur an diesem großen Faden, über die nächsten Irrgänge der Politik und Beeinträchtigungen individueller oder kultureller zu Gunsten sozialer und internationaler Gesichtspunkte hinwegsehend, den Glauben an unsers Volkes Zukunft, an unsers jungen Reiches Bestand, an unsrer Hohenzollern höhere Bestimmung aufrecht erhalten. Gott lasse die Saat der Dankbarkeit aufgehen in weitschauender Hoffnung und — schenke unserm Kaiser, dem Erben von so viel Liebe und Verehrung, ein weises, verständiges Herz und treue, selbstlose Räte. Uns Christen aber sollen alle Dinge zum Besten dienen! O B

Verschiedenes

(Aus drei Epochen preußischer Geschichte) Eine Studie über das Woher und Wohin unsrer Bewegung von Professor Dr. Hellmuth Dondorff. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1892. 1,50 Mark.

In glänzender, fesselnder Sprache werden die charakteristischen Züge der letzten drei Epochen (1763—1813—1863—x) dargestellt, die für die innere Entwicklung wichtigen Momente hervorgehoben. Die Interpunktion dieses Zeitabschnittes in drei Epochen wird durch die Analogie im geschichtlichen Verlauf begründet und unternommen, um den immanenten Plan dieser Geschichte nachzuweisen. Jedesmal beim Beginn einer Epoche ist Gottes Hilfe dem hereinbrechenden Verderben zuvorgekommen, jedesmal hat das Volk mit gesteigerter Gottentfremdung geantwortet. Bei solcher Lage der Dinge treiben wir geradeswegs in die Revolution hinein, die den Stempel des Antichristentums auf der Stirn trägt. Dieser Entwicklungsprozeß ist herbeigeführt durch den einseitig angewandten Individualismus auf allen Gebieten, der das Deutschtum, mit seiner Treue und Redlichkeit, seinem Idealismus und seiner Herzensfrömmigkeit bis ins Mark getroffen hat.

Das Büchlein ist durchaus eigenartig. Ein religiöser Grundton geht durch alle Ausführungen, und der christliche Standpunkt wird mit Nachdruck vertreten gegenüber einem Streben gewisser Gesellschaftskreise, das vor lauter Zartgefühl die religiösen Differenzen zu nivelliren und zu verwischen sucht. Diese treffliche, charaktervolle Haltung der Broschüre hindert aber nicht, daß man im einzelnen bei manchen Urteilen des Verfassers stutzig wird und eigne Wege geht. Der Verfasser hat seinen ganz besondern Standpunkt der Gewißheit. Er ist durchdrungen von einer bald herannahenden Endkatastrophe, und darum spricht er nicht nur religiöse Urteile aus, sondern er weist speziell den Finger Gottes in der Geschichte nach, wobei er sich eingestandnermaßen im Gegensatz zu unsrer Geschichtsschreibung befindet, weist nach, wie alle Entwicklungen ihrem Ende zustreben und ihm schon ganz nahe gekommen sind. Darum hat aber auch das entworfne Bild nur dunkle Farben aufzuweisen, und diese sind verblichen. Die Neubildungen und Ansätze

zu Neubildungen sind kaum oder gar nicht beachtet. Es kam eben darauf an, einen bestimmten Gesichtswinkel festzuhalten. So wird die „ungläubige" moderne Bibelkritik an den Pranger gestellt. So erfährt der römische Katholizismus (wohl infolge seines massiven Kirchenbaus) eine relativ günstige Beurteilung. So fährt die evangelische Kirche in der gleichen Beziehung recht schlecht, obgleich sie es ist, bei der die anderwärts ausgeschiednen Elemente eine Freistatt suchen und finden, obgleich sie es ist, wo ein Evangelischer Bund, ein Evangelisch-sozialer Kongreß trotz aller Encykliken und ein echt protestantisches Gemeindeprinzip in der Entfaltung begriffen sind. Nicht am Ende, sondern am Anfang ihrer Entwicklung steht sie. Das scheint freilich ein Widersinn, wenn das Ende aller Dinge bevorsteht. Aber über das Wann des Endes ist niemand unterrichtet. Die Schrift giebt nur die Mahnung zum Wachen; die möge auch aus diesem trotz aller Einseitigkeit anziehenden und an die alttestamentliche Prophetie erinnernden Büchlein beherzigt werden. Das Beten und Arbeiten wird darüber hoffentlich nicht vergessen. H V

(Jubelbüchlein des evangelischen Kirchspiels Fischbach) in Schlesien, von Pfarrer Rudolf Kölbing. 1892. Das Büchlein ist beim Verfasser gegen Einsendung von 50 Pfgen. zu beziehen.

Der besondre Anlaß dieses Schriftchens unsers Mitarbeiters ist das hundertfünfzigjährige Jubiläum der Gemeinde. Demgemäß ist es zunächst für die engere Gemeinde des Kirchspiels geschrieben. Doch lohnt es sich, auch weitere Kreise für das Büchlein zu interessiren, da die Geschichte der evangelischen Gemeinde Fischbach in vieler Hinsicht typisch ist für die von der Gegenreformation einst so hart betroffenen Gebirgsgemeinden Schlesiens. Auch ist die Gemeinde ausgezeichnet durch innige Beziehungen zum Hohenzollernhause. Das frisch geschriebne Büchlein dürfte sich sehr für Volksbibliotheken eignen. Wir empfehlen es all unsern Lesern herzlich. Der Ertrag kommt der Kirchkasse der Gemeinde zu gute. F G

(Eine empfehlenswerte Gabe) begrüßen wir in dem Poetischen Hausschatz für das deutsche Volk, den Dr. Brandt bei Bertelsmann in Gütersloh herausgegeben hat. Unser Volk liebt Sang und Poesie. Hier findet es gesammelt alles, was seine besten, deutschesten Dichter gesungen von Liebe und Leid, von Arbeit und Freude, von Scherz und Ernst, von Gott und Vaterland, von Vergangenheit und Zukunft. Kaum ein Lied, das volkstümlich geworden ist, dürfte fehlen. Luther, Goethe, Schiller, Arndt, Chamisso, Eichendorff, Uhland, Geibel, Gerok, Sturm und verschiedne andre — alle, die berühmten und unberühmten, sind geplündert worden und haben hergeben müssen, was sie an Wahrem und Warmem für unser Volk haben. Wer seinen Dienstboten eine Freude machen, wer eine Volksbibliothek mit einem guten Buch bereichern will, der greife nach diesem Hausschatz. P D

(Gegen das Unwesen der Kirchenbaulotterien) sollten sich alle beteiligten Kreise endlich aufraffen. Keine evangelische Kirche darf mit Hilfe sittlich so zweifelhafter Mitteln aufgerichtet werden. Wir reden von Geldlotterien. Man lese und bedenke nur folgende Anzeige aus der Straßburger Post (Nr. 225):

Große
Saargemünder Kirchenbau-Lotterie.
Nur Geldgewinne!
Haupttreffer Baar M. 10000, 5000, 2 à 2000. 3 à 1000 M. 2c.,
zusammen
1 Mk. kostet ein Los, 11 Stück für 10 Mark.
3535 Geldgewinne im Betrage von
40000 Mark.
Die Auszahlung der Gewinne erfolgt in **Bar ohne Abzug.** Bestellungen erbitten per Postanweisung oder per Brief in Scheinen oder Freimarken.
Nur bares Geld!
Ziehung am 11., 12. und 13. Oktober 1992.
Für Porto und Liste 25 Pf. extra. — Auf Verlangen entsenden auch unter Nachnahme:
Die General-Agenten
A. Ammel, Straßburg i. E., Brandgasse. und J. Stürmer Straßburg i. E., Langestr. 107.
Wiederverkäufer werden gesucht.

Muß nicht jedem guten Christen ein heißes Gefühl der Scham sich regen, wenn er den Bau eines Gotteshauses zum Mittel der Befriedigung schnöder Gewinnsucht herabgewürdigt sieht? Denn was ist hier Mittel, und was ist Zweck?

Man wende das Blatt um, und es steht zu lesen:

Lose.

Saargemünd. Geld-Lott. Lose à 1 M. $^{11}/_{2}$ versch. Nrn. 6 M. Hauptgew. M. 10000, 5000 2c.

Straßburger Zuchtvieh-Lose à 1 M.

Metz-Montigny Geld-Lott.-L. à 1 M.

$^{1}/_{1}$ Feiburg. Münsterbaul. à 3 M. $^{1}/_{2}$ dto. à M. 1,75, $^{1}/_{4}$ dto. à M 1,—. Hauptgew. M. 50000, 10000 2c.

$^{1}/_{1}$ Mühlh. Kirchenlotterie à 6 M. $^{1}/_{2}$ dto. à 3 M. $^{1}/_{4}$ dto. M. 1.75. $^{1}/_{8}$ dto. à 1 M. $^{11}/_{8}$ versch. Nr. 10 M. Hauptgew. $^{1}/_{4}$ Mill.; 100000 2c.

Frankf. Pferdelose à 3 M.

bei J. Stürmer, Cigarrenfabrik. und Generalagent, Straßburg i. E.

Vorzüglich ist die Einreihung der Straßburger Zuchtvieh- und

Frankfurter Pferdelose unter die Kirchenbaulose. Eine Freiburger Münsterlotterie kann man sich ebenso wie die Kölner Dombaulotterie noch gefallen lassen; es handelt sich da mehr um Kunstzwecke als kirchliche. In Mühlheim baut man wohl eine katholische Kirche, Montigny aber kommt ebenso wie Saargemünd auf Rechnung von uns Evangelischen. Und nun berichtet die Straßburger Post in Nr. 228, daß der Kaiser zum Neubau der Kirche in Montigny 5000 Mark bewilligt hat. Wußten die, die dem Kaiser diesen Vorschlag gemacht hatten, daß für Montigny schon andre Kräfte in erfolgreiche Bewegung gesetzt waren? Die Gustav-Adolf-Versammlung in Bremen sollte nicht tagen, ohne den Beschluß zu fördern, daß Gemeinden, die zu dem Mittel von Geldlotterien greifen, von jetzt ab auf die Unterstützung des Vereins für alle Zeiten zu verzichten haben. Vielleicht nimmt einer unsrer Freunde diesen Antrag auf. R

(Eine Frage zur Sonntagsfrage) Wenn unser Herr Christus auch das dritte Gebot wie das fünfte, sechste u. s. w. in der Weise von Matth. 5 behandelt hätte, was würde er gesagt haben? „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst den Feiertag heiligen. Ich aber sage euch: — — — — —“

Wir erbitten uns darauf von unsern Lesern ernsthafte Antwort. Die Stellung Jesu zum „Feiertag“ ist klar, die Analogien von Matth. 5 reden auch deutlich genug. Die treffendsten Antworten werden wir veröffentlichen. R

(Die diesjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Bremen) fällt wegen der Choleragefahr aus.

Zur Nachricht

Meine Wohnung ist von jetzt ab Frankfurt a. M., Barfüßergasse 1.
Rade

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 36 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Sechste Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Speier

Montag, den 12. September, 4 Uhr nachmittags: Verhandlungen des engeren Vorstandes (Stadtsaal-Sälchen). — **6 Uhr abends:** Desgleichen mit dem Vorstande des Pfälzischen Hauptvereins und dem Lokalkomitee von Speier (ebenda). — **8 Uhr abends:** Familienabend des Evangelischen Arbeitervereins von Speier zu Ehren der Gäste vom Evangelischen Bunde (Schwartzsche Konzerthalle). Leitung: Professor Gümbel, Speier. Ansprachen: Stellung der evangelischen Arbeitervereine zu Kirche, Staat, Familie und Gesellschaft. (Besonderes Programm wird in Speier ausgegeben.)

Dienstag, den 13. September, 7 Uhr morgens: Konferenz der Vertreter der Arbeiter-Vereine (Heilige Geist-Kirche). Zur Besprechung: „Richtlinien für ein soziales Friedensprogramm.“ Referenten: Pfarrer Lic. Weber, München-Gladbach, und Professor Krieg, Kaiserslautern. **8 Uhr vormittags:** Geschlossene Sitzung des Gesamt-Vorstandes des Evangelischen Bundes (Stadtsaal-Sälchen). — **9 bis gegen 11 Uhr vormittags:** Spezial-Konferenzen. Es tagen gleichzeitig die Konferenzen: a) betr. die Gemeinde-Vereine (Stadtsaal-Zimmer). Vorsitzender: Senior Dr. Bärwinkel, Erfurt; b) betr. die Bewahrung der konfessionell gefährdeten Jugend (Stadtsaal). Vorsitzender: Kaufmann A. Schlechtendahl, Barmen; Referent: Pfarrer Axenfeld, Godesberg. — **11 Uhr vormittags:** Geschlossene Sitzung des Gesamt-Vorstandes und der Abgeordneten der Zweigvereine (Stadtsaal-Sälchen). — **3 Uhr nachmittags:** Einfaches gemeinsames Mittagsmahl im Kaisersaal des Café Schwesinger. — **5 Uhr nachmittags:** Eröffnungsgottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche. Predigt: Hofprediger Faber, Berlin. — **8 Uhr abends:** Begrüßungsversammlung der Mitglieder des Evangelischen Bundes und der Abgeordneten der Arbeitervereine (Schwartzsche Konzerthalle).

Mittwoch, den 14. September, 7½ bis 9 Uhr vormittags: Spezial-Konferenzen. Es tagen gleichzeitig die Konferenzen: a) betr. Fragen des Unterrichts: Wahrung der evangelisch-konfessionellen Interessen (Stadtsaal-Sälchen). Vorsitzender: Konsistorialrat Professer D. Haupt, Halle a. S.; b) der Abgeordneten der akademischen Vereine (Stadtsaal-Zimmer). Vorsitzender: Stud. th. Ph. Jacob, Marburg; c) nach Bedarf Fortsetzung der Spezial-Konferenz betr. die Bewahrung der konfessionell gefährdeten Jugend (Heilige-Geist-Kirche). — **10 bis 1 Uhr:** Erste öffentliche Hauptversammlung (Stadtsaal). Gesang, Schriftverlesung und Gebet, Gesang. Eröffnungsansprache: Graf von Wintzingerode-Bodenstein, Vorsitzender des Zentral-Vorstandes. Wahl des Präsidiums. Vortrag: „Der Kampf unsrer Zeit, ein Kampf zwischen Glauben und Aberglauben.“ Prof. D. Witte, Schulpforta. Schlußgebet und -Gesang. — **1½ Uhr mittags:** Einfaches Mittagessen im Rheinischen Hof. — **4 bis 7 Uhr nachmittags:** Geschlossene Versammlung der Mitglieder des Evangelischen Bundes (Stadtsaal). 1. Zur Einleitung. Der Schriftführer: Konsistorialrat D. Leuschner. 2. Vorlage des engeren Vorstandes betr. formelle Aenderungen der Bundesstatuten. 3. Bericht über die Konferenz betr. Bewahrung der konfessionell gefährdeten Jugend. Pfarrer Axenfeld und Kaufmann Schlechtendahl. 4. Bericht über die Bundesdiakonissensache. Pfarrer Faulhaber, Schwäbisch-Hall. — **8 Uhr abends:** Festversammlung des Evangelischen Bundes und der evangelischen Bürgerschaft aus Speier und Umgegend (Schwartzsche Konzerthalle). (Programm wird in Speier ausgegeben.)

Donnerstag, den 15. September, 9—11 Uhr vormittags: Zweite öffentliche Hauptversammlung (Saalbau-Saal). Gesang, Schriftverlesung und Gebet, Gesang. Vortrag: „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage.“ Konsistorialrat D. Leuschner, Wanzleben. Kundgebungen des Evangelischen Bundes. Schlußgebet und Gesang. — **1 Uhr mittags:** Feier der Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529. Festredner: Hofprediger D. Rogge, Potsdam, und Stadtpfarrer Traub, Stuttgart. (Das Festprogramm wird in Speier ausgegeben.) — **3½ Uhr nachmittags:** Festmahl im Wittelsbacher Hof. — **8 Uhr abends:** Gesellige Vereinigung, freie Ansprachen und Konzert (Schwartzsche Konzerthalle).

Für **Freitag, den 16. September**, ist ein gemeinsamer Ausflug der Mitglieder und Freunde des Bundes nach Edenkoben in Aussicht genommen. Abfahrt $8_{,53}$, Ankunft 11 Uhr. Besuch der königlichen Villa bis 2 Uhr. Mittagessen im Hotel Schaf 2½ Uhr. Abgang der Schnellzüge nach allen Richtungen gegen 4 Uhr.

Der Vorstand **Das Landeskomitee** **Das Lokalkomitee**

Chronik der christlichen Welt

Postnummer 1637. Vierteljährlich 1 Mark.

Nr. 32: Deutsche evangelische Landeskirchen: Pfarrverein verboten; Ueber die kirchliche Amtsthätigkeit der evangelischen Geistlichen bei der Feuerbestattung — Gustav-Adolf-Verein: Jahresversammlungen des Brandenburgischen, des Westpreußischen, des Dresdner, des Württembergischen Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung — Römische Kirche: Aus dem Schreiben Leos XIII. über Columbus; Bedrängung durch einen römischen Priester und Nötigung zum Umtaufen — Heidenmission: Die Unruhen in Uganda; Rheinische Mission in Großnamaqualand — Verschiedenes: Kolportage steuerfrei; Aufruf für den theologischen Ferienkursus in Bonn; Unqualifizirbar; die theologische Konferenz in Kiel — Personalien.

Nr. 33: Die Diaspora in Westpreußen — Personalien.

Nr. 34: Die sechste theologische Konferenz in Kiel. Die fünfte Provinzialversammlung des Rheinischen Hauptvereins des evangelischen Bundes. Provinzialversammlung der evangelischen Geistlichen Oberhessens; Bundeskonferenz der christlichen Vereine junger Kaufleute; Verhandlungen der Schweizerischen Predigergesellschaft. — Die evangelische Diaspora in Westpreußen (Schluß) — Verschiedenes: Kultusminister Dr. Bosse über die soziale Frage; Die Sommerschule für Theologie in Oxford; Programm der 46. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Bremen — Personalien.

Nr. 35: Landessynode in Sachsen-Meiningen; Gustav-Adolf-Fest in Waldeck; Generalkonferenz der Geistlichen in Schwarzburg-Rudolstadt; Christliche Studentenkonferenz — Deutsche evangelische Landeskirchen: Ueber die Verlegung des Hauptgottesdienstes der Berliner Kirchengemeinden; die Neugestaltung der Braunschweiger Parochialverhältnisse; Vom badischen Pfarrverein; Aus Baden — Römische Kirche: Bestand des Kardinalkollegiums; Ueber den neuesten Vorstoß des Ultramontanismus in Bayern; Römische Kirche in der Schweiz; Verurteilung des katholischen Kaplans Ziegler — Innere Mission. Heidenmission: Das Rauhe Haus; Vom Mäßigkeitsverein des blauen Kreuzes; Schwesternhaus zum roten Kreuz in Zürich — Die evangelische (hochkirchliche) Ausbreitungsgesellschaft; Neuester Stand der Rheinischen Missionsgesellschaft; Goßnersche Mission unter den Kols; Ueber das neue Unternehmen der Berliner Mission; Aufruf des Allg. Ev.-prot. Missionsvereins — Verschiedenes: Aus der anhaltischen Landeskirche; Oeffentliche Beschimpfung der Bibel; Generalversammlung des Evangelischen Bundes; Allgemeine Lutherische Konferenz; Evangelische Allianz — Personalien.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Spielende Kinder

Kleine Erzählungen von Margot Pierson.

244 Seiten. Elegant gebunden mit bunten Bildern. Preis 3 Mark.

Ein sehr zu empfehlendes neues Kinderbuch, anziehend geschrieben, weiß die Kinder zu fesseln und zeichnet sich durch große Frische und Natürlichkeit aus. Besonders dürfte es Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren in die Hand zu geben sein. Wir haben beim Prüfen der 54 Geschichten selbst die größte Freude gehabt, und gar erst, als einige davon am Familientische vorgelesen wurden, da hörte man aus Kindermunde einstimmig das Lob: „Mehr, mehr!“ und: „Die Geschichten waren aber schön!“

Eine mir sehr bekannte junge Dame wünscht als Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau in Stellung zu treten. Anfragen zu richten an Pfarrer **Rade** in Frankfurt a. M.

Eine j. Dame, in Küche u. Haushalt erfahren, sehr kinderlieb sucht zum 1. Oktober Stelle als Stütze und Gesellschafterin der Hausfrau. Gut oder kleiner Ort bevorzugt. Offerten erbeten an Fräulein **H. Meyer, Eldagsen** am Deister-Untergut.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig